

Besprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **43 (1984)**

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Besprechungen – Comptes rendus

GHEORGHE DOCA, *Analyse psycholinguistique des erreurs faites lors de l'apprentissage d'une langue étrangère*. Applications au domaine franco-roumain, București (Editura Academiei Române) – Paris (Publications de la Sorbonne, diffusion: C.I.R.E.R.) 1981, 250 p.

Die vorliegende Abhandlung besteht aus zwei recht unterschiedlichen Teilen, wobei der erste Teil der eigentlichen Fehleranalyse, der zweite Teil drei psycholinguistischen Tests gewidmet ist. Durchgeführt wurde die gesamte Untersuchung mit Rumänischstudenten französischer Muttersprache an den Universitäten Paris-III, Paris-IV, Toulouse, Montpellier und Aix-en-Provence.

Meines Erachtens verdient besonders der erste Teil mit seinen aufwendigen Testverfahren Beachtung. Die Ergebnisse des zweiten Teils sind zwar interessant, aber nicht gerade überraschend. Sie seien hier deshalb nur ganz kurz zusammengefaßt.

Der erste Test ist ein phonologischer Umkehrtest (p. 135–150), bei dem die Probanden gewisse Wörter von hinten nach vorne zu sprechen hatten. Er beweist, daß die französischsprachigen Rumänischstudenten die rumänischen Diphthonge seltener als Einheit bestehen ließen als die rumänischen Testpersonen einer früheren Untersuchung von Tatiana Slama-Cazacu. Das hängt gewiß damit zusammen, daß es im Französischen keine echten Diphthonge mehr gibt.

Beim zweiten Test (p. 151–165) geht es um den Nachweis von Regularisierungsprozessen beim Fremdsprachenerwerb. Dabei wurde in eine scheinbar simple Grammatikübung eine Reihe von fiktiven rumänischen Wörtern eingeführt, die denn auch spontan und fast ohne Ausnahmen nach den bereits bekannten regelmäßigen Mustern behandelt wurden.

Der dritte Test (p. 167–189) ist sodann ein Assoziationstest, bei dem möglichst viele Wörter mit einem gegebenen Wort assoziiert werden mußten. Der Test wurde mit den gleichen Begriffen im Abstand von zwei bis drei Wochen mit denselben Probanden zunächst in ihrer Muttersprache Französisch, dann auf Rumänisch durchgeführt. Die Auswertung erfolgte leider nur in quantitativer Hinsicht¹, wobei sich bei fortschreitendem Niveau in der Fremdsprache eine progressive Annäherung an die Werte in der Muttersprache einstellte.

Was nun den ersten Teil der Arbeit betrifft, so scheint mir seine besondere Bedeutung darin zu liegen, daß sich Doca nicht auf eine bestimmte Testform festlegt, sondern verschiedene, im Fremdsprachenunterricht übliche Übungsformen verwendet, nämlich:

- 1) Dictée (Dict)
- 2) Thème (Th)
- 3) Exercices grammaticaux (Exgram)
- 4) Composition sur un sujet donné et avec des images (Compimag)
- 5) Composition sur un sujet donné (Compsuj)
- 6) Observation (Obs)
- 7) Enregistrement (Enreg)

Die letzten beiden Testverfahren beziehen sich auf den mündlichen Unterricht. Ich muß aber gestehen, daß mir auf Grund der spärlichen Angaben auf p. 35s. nicht recht klar geworden

¹ Daß man aus einem zweisprachigen Assoziationstest noch erheblich mehr herausholen kann, zeigt BERND KIELHÖFER, *Semantisierungsverfahren in der Fremdsprache*. Eine Untersuchung zum Interimslexikon deutscher Französischlerner, *Linguistik und Didaktik* 9 (1978). 379–399.

ist, worin der Unterschied besteht. Nur darin, daß bei Obs die Fehler bloß protokolliert, bei Enreg aber zunächst auf Tonband aufgenommen wurden? Auffälligerweise wurde Enreg mit nur 8 Studenten durchgeführt, die andern Tests jedoch mit deren 43 bis 88 (cf. p. 38).

Was nun die Auswertung der Tests betrifft, so möchte ich mich in erster Linie mit jenem Abschnitt (p. 70–80) beschäftigen, wo sich Doca mit der Herkunft der Fehler befaßt und dabei zwischen innersprachlichen (intralingualen) und zwischensprachlichen (interlingualen) Interferenzen zu unterscheiden sucht. Dieses Problem ist ohne Zweifel aktuell. In den Anfangszeiten der kontrastiven Grammatik hatte ja einmal die Meinung bestanden, alle Fehler des Fremdsprachenlernalers seien auf Interferenzerscheinungen zwischen Mutter- und Fremdsprache zurückzuführen². Da dies ganz offensichtlich nicht stimmt, ist es in den letzten Jahren zu einer wohl ebenfalls übertriebenen Gegenreaktion gekommen, indem man möglichst viele Fehler durch innersprachliche Interferenzerscheinungen zu erklären suchte³.

Doca versucht nun in seinem Fehlerkorpus das Gewicht der verschiedenen Interferenzerscheinungen zu bestimmen, wobei er allerdings nicht weniger als sechs Kategorien unterscheidet, nämlich:

- 1) Interferenzen, die aus der Muttersprache herrühren: F–R.
- 2) Rein innersprachliche Interferenzen: R–R.
- 3) Interferenzen, die aus einer Drittsprache herrühren, wobei es zu bedenken gilt, daß das Rumänische in Frankreich in keinem Fall die erste Fremdsprache ist: T–R.
- 4) Interferenzen, bei denen sich muttersprachliche und rumänische Einflüsse vermischen:

$$\begin{bmatrix} \text{R–R} \\ \text{F–R} \end{bmatrix}$$
- 5) Interferenzen, bei denen eine Drittsprache mitbeteiligt ist:

$$\begin{bmatrix} \text{R–R} \\ \text{T–R} \end{bmatrix}$$
- 6) Flüchtigkeitsfehler.

Nun ist die Zuweisung aller Fehler in eine dieser Kategorien keine unproblematische Angelegenheit, und man kann da des öfters in guten Treuen verschiedener Meinung sein. So hätte ich eigentlich auch erwartet, daß die «gemischten» Kategorien 4) und 5) gerade jenen Zweifelsfällen vorbehalten wären, wo man mehr als eine Erklärung in Erwägung ziehen kann. Gemäß den Beispielen, die Doca auf p. 75–77 gibt, sind diese Kategorien jedoch im wesentlichen für Wortkreuzungen reserviert. Als Beispiel erwähnt er etwa *paysajul*, eine eindeutige Kreuzung zwischen fr. *le paysage* und rum. *peisajul*. Nur, was an dieser Bildung falsch ist, ist französisch, und was daran rumänisch ist, ist richtig. Für mich handelt es sich deshalb hier um einen eindeutigen Fall zwischensprachlicher Interferenz. Zugegebenermaßen sind nicht alle Arten von Wortkreuzungen so eindeutig. Im Falle von *gloara* statt rum. *gloria* ist ganz offensichtlich das fr. *gloire* orthographisch ans Rumänische angepaßt worden. Gleichwohl würde ich dazu neigen, auch diesen Fall der Kategorie F–R zuzuordnen.

Umgekehrt ist mir aber auch eine Gruppe aufgefallen, deren Zuordnung zu F–R mir sehr problematisch erscheint. Wie aus den Beispielen im Anhang 3 (p. 224–241) hervorgeht, wertet Doca das Fehlen der für das Rumänische charakteristischen diakritischen Zeichen durchgehend als «influence de l'orthographe de la langue base». Das ist eine Erklärung, die ich

² In dieser extremen Form wurde die These wohl eher selten vertreten, am ehesten bei ROBERT LADO, *Linguistics across Cultures*, Ann Arbor 1957.

³ Z.B. in der durchaus bemerkenswerten Studie von BERND KIELHÖFER/WOLFGANG BÖRNER, *Lernersprache Französisch. Psycholinguistische Analyse des Fremdspracherwerbs*, Tübingen 1979 (*Romanistische Arbeitshefte* 21).

keineswegs ausschließen möchte. Trotzdem würde ich eher annehmen, daß es sich in der Mehrzahl der Fälle schlicht um Flüchtigkeitsfehler handelt.

Diese Einwände mußten gemacht werden, auch wenn ich sie nicht überbewerten möchte. Was man Doca aber auf jeden Fall vorwerfen muß, das ist, daß er seine Klassifikationsprinzipien nicht genügend explizit darstellt. Recht unklar bleibt insbesondere, wie er die phonetischen Fehler bewertet hat. Andere Entscheidungskriterien erfährt man bloß indirekt, teils aus der Beispielsammlung im erwähnten Anhang 3, teils auch aus dem Kapitel *Mécanismes psycholinguistiques des erreurs* (p. 80–106), dem insgesamt am stärksten ausgearbeiteten Kapitel, wo die Perspektive aber bereits wieder eine andere ist.

Nach all diesen Einwänden soll nun aber auch noch etwas zu den Resultaten gesagt werden. Ich reproduziere dazu zunächst die Tabelle 22 (p. 79):

Épreuve expérimentale	Sources des erreurs					
	F–R	R–R	T–R	$\left[\begin{array}{c} \text{R–R} \\ \text{F–R} \end{array} \right.$	$\left[\begin{array}{c} \text{R–R} \\ \text{T–R} \end{array} \right.$	Autres sources
Dict	13,9	55	6,4	12,8	10,9	0,7
Th	35	41,6	4,2	14,1	3,3	0,6
Exgram	20,8	76,1	0,2	1,5	0,9	0,2
Compimag	41,5	44,2	8,6	3,2	1,3	1,1
Compsuj	38,3	41,5	12,5	1,9	4,4	1,2
Obs	25,8	45,8	5	19,7	2,1	1,4
Enreg	40,8	34	7,6	14,1	2,5	0,8

Diese Statistik bezeugt zunächst das recht große Gewicht der innersprachlichen Interferenzen (R–R), welche knapp die Hälfte sämtlicher Fehlerarten ausmachen. Immerhin sind auch die zwischensprachlichen Interferenzen nicht zu vernachlässigen, wobei hier selbstverständlich die Einflüsse der Drittsprachen mit jenen der Muttersprache zusammenzuzählen sind.

Auffallend ist aber ganz besonders die Tatsache, daß die Häufigkeit der Fehlerquellen durchaus abhängig ist von der Form des jeweiligen Tests. Diese Unterschiede treten in andern Teilen der Arbeit sogar noch deutlicher zu Tage, so z. B. in Tabelle 8 (p. 58), wo die morphologischen Fehler bei einer durchschnittlichen Häufigkeit von 34,2 % in den Grammatikübungen mit 90,8 % den maximalen, im Diktat mit 7,7 % aber den minimalen Wert erreichen. Auch bei unserm Problem fallen die Grammatikübungen am stärksten aus dem Rahmen. Sie stellen sich eindeutig als diejenige Übungsform heraus, bei der die zwischensprachlichen Interferenzen am stärksten unterdrückt werden. Wie die extreme Zahl von morphologischen Fehlern zeigt, sind sie aber auch eine sehr einseitige Übungsform. Die übrigen Abweichungen, etwa beim Diktat, halten sich in Grenzen. Unverständlich ist mir dagegen der doch recht große Unterschied zwischen Obs und Enreg.

Das wichtigste Ergebnis ist jedoch ein Nicht-Ergebnis, nämlich die Tatsache, daß die Prozentwerte bei der Übersetzung in keiner Weise aus dem Rahmen fallen. Das ist alles andere als selbstverständlich, wird doch der Übersetzung als Übungsform immer wieder der Vorwurf gemacht, sie fördere die zwischensprachlichen Interferenzen⁴.

⁴ DOCA ließ allerdings bloß speziell präparierte Einzelsätze übersetzen, was eine wesentlich einfachere und wohl auch unproblematischere Übungsform ist als das Übersetzen von ganzen Texten (cf. JEAN-RENÉ LADMIRAL, *Traduire: théorèmes pour la traduction*, Paris 1979, p. 47–55).

Solche Ergebnisse machen für mich den Hauptwert der vorliegenden Untersuchung aus, obwohl der Verfasser diese Problematik zum Teil eher vernachlässigt. Immerhin gelangt er selber zum keineswegs selbstverständlichen Schluß, daß das Diktat als Hörübung selbst in einer Sprache ohne ausgeprägte orthographische Schwierigkeiten wie dem Rumänischen von Nutzen sein kann (p. 107–111), da auch im Diktat zwischensprachliche Interferenzen eher unterdrückt werden.

Ich muß allerdings zugeben, daß sich meine eigene Perspektive von derjenigen des Verfassers ziemlich stark unterscheidet. Da ich selber nicht Rumänisch unterrichte, ist mein Interesse rein theoretischer Natur. Derjenige, der Rumänisch unterrichtet, wird in dieser sehr dichten Untersuchung noch eine Reihe von mehr spezifischen Erörterungen finden, mit denen ich mich hier nicht befaßt habe. Was mich gelegentlich bei der Lektüre gestört hat, ist eine gewisse «Zahlengläubigkeit» des Verfassers. Anstelle der so zahlreichen Prozentwerte wären mir von Zeit zu Zeit etwas konkretere Angaben über die verschiedenen Fehlerarten lieber gewesen.

Jakob Wüest



NORBERT DITTMAR und BRIGITTE SCHLIEBEN-LANGE (Hrsg.), *Die Soziolinguistik in romanischsprachigen Ländern/La sociolinguistique dans les pays de langue romane*, Tübingen (Narr) 1982, p. 310. (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 150).

Dopo il favore con cui era stato salutato a cavallo fra gli anni sessanta e settanta il fiorire della sociolinguistica, e gli entusiasmi che essa aveva suscitato (grazie al suo contrapporsi – spesso non senza equivoci – come linguistica sensibile al contesto sociale e interessata ai soggetti parlanti, in un certo senso più concreta e ‘umana’, rispetto alla linguistica speculativa interessata ai sistemi formali; di cui sembrava costituire per parecchi versi un’alternativa), questo settore relativamente nuovo delle scienze linguistiche è lungi dall’aver raggiunto un *ubi consistam*, e anzi appare da qualche anno attraversare una crisi. Nonostante l’ampia mole di ricerche che soprattutto in USA e in Canada, e nel vecchio continente in Gran Bretagna, Germania e Italia, sotto la sua insegna si sono prodotte, e benché abbia trovato ormai spazio nei manuali di linguistica come una delle aree costitutive della disciplina (col riconoscimento della variabilità sociale della lingua e dei modi di distribuzione delle lingue nelle società come fatti basilari per una completa comprensione dei fatti del linguaggio), si sia concretizzata in una serie considerevole di manuali, e si sia giovata di notevoli stimoli e scambi interdisciplinari (non solo con la sociologia nelle sue molte sottospecie, ma anche con l’antropologia), la sociolinguistica ha incominciato a interrogarsi su sé stessa, anche di fronte a più di una diffidenza e incomprensione che sono state manifestate nei suoi confronti non solo dalla grammatica generativa (è nota l’opinione di Chomsky che la sociolinguistica, quanto a portata teorica, sia poco più di un andar a caccia di farfalle), ma anche dalla dialettologia, che ne è stata diretta pronuba (cf. per es., nell’ambito a noi più vicino, G. B. Pellegrini, *Osservazioni di sociolinguistica italiana*, *ID* 45 [1982], 1–36), e più in generale da linguisti e filologi di altri orientamenti (è significativo per es. che C. Segre avanzi in più punti – cf. p. 324 e 327–8 – del *reader Intorno alla linguistica* da lui curato, Milano, Feltrinelli, 1983 l’opinione che la sociolinguistica sia la continuazione della linguistica storica).

Da un lato, insomma, è soggetta a critiche e a ripensamenti (non solo provenienti dall’esterno: cf. fra gli altri A. Giacalone Ramat, *Sociolinguistica*, a p. 219–45, e la discussione a p. 320–30, nel cit. *reader* a cura di C. Segre; e N. Dittmar, *Descriptive and explanatory power of rules in Sociolinguistics*, in: B. Brain (ed.), *The sociogenesis of language and human*

conduct, New York, 1983, p. 225–55) la portata teorica degli studi di sociolinguistica, mentre dall'altro pare non più così vitale e proficuo il porsi della sociolinguistica come una disciplina impegnata anche socio-politicamente, una *secular linguistics* (cf. per es. P. Trudgill, *Sociolinguistics and sociolinguistics*, nel volume da lui stesso curato *Sociolinguistic patterns in British English*, Londra, Arnold, 1978, p. 1–18). Qual è il valore teorico ed esplicativo della teoria della variazione, e quale il contributo delle regole variabili alla teoria linguistica? Qual è il significato dell'impegno dei sociolinguisti? È utile, o è addirittura controproducente l'ambizione della sociolinguistica ad essere parte attiva nel chiarimento e nella soluzione dei problemi socio-politici, *in primis* la disuguaglianza linguistica e le sue conseguenze?

Al periodo immediatamente precedente questa parziale *impasse* risale il colloquio tenuosi a Francoforte il 24 e 25 settembre 1979 sulla sociolinguistica nei paesi di lingua romanza, di cui l'importante volume qui recensito costituisce gli atti. Si tratta di un rilevante contributo alla conoscenza dello *state of the art* della sociolinguistica, nel quale traspaiono già bene parecchi sintomi del disagio e della rimeditazione di cui si diceva. Ma a parte questi grossi problemi, il volume è interessantissimo per la quantità di informazioni offerte sulle varie situazioni romanze, la molteplicità delle testimonianze e delle prese di posizione, la disamina dello stato della questione e il panorama gettato su aree di ricerca in cui lo scambio internazionale fra i ricercatori è (era) pressoché nullo (tendendo la sociolinguistica, almeno in Europa, a essere strettamente legata alle peculiarità del singolo paese e della sua cultura, quasi una 'linguistica del territorio').

Veniamo dunque al contenuto del volume. Si divide in cinque sezioni, ciascuna contenente un'introduzione *ad hoc* circa i punti salienti dei contributi in essa presentati (e presumibilmente preparata sui *pre-prints* del convegno), i contributi veri e propri e un *Rapport de la discussion* redatto riassuntivamente da partecipanti all'uopo incaricati. Solo la prima sezione, dedicata al resoconto degli studi e ricerche di sociolinguistica in alcuni paesi romanzi (Kremnitz su Francia e Spagna, Hammermüller su Portogallo, Di Luzio sull'Italia, e Rusu sulla Romania) è priva dell'introduzione specifica, essendo preceduta da un *Überblick* generale dei curatori del volume (e organizzatori del colloquio). La seconda sezione riguarda i problemi teorici, e vede i contributi di Mioni, Thibault, G. Sankoff, Lavandera, Encrevé, Wildgen e Mougeon; la terza, tratta i rapporti fra città e campagna e i problemi delle migrazioni interne, con gli interventi di Grassi, Sobrero, Fleischmann, Manlio Cortelazzo (e con una bella introduzione di Ch. Bierbach che prende il respiro di un saggio autonomo); la quarta, è dedicata alla metodologia (tipi di inchiesta), e si giova dei contributi di Reixach, Giacalone Ramat, Bernardó, nonché di una precisazione aggiunta di Ehlich e dell'introduzione di Schlieben-Lange; la quinta sezione, infine, tocca il problema degli atteggiamenti linguistici, con interventi di Scherfer, Lafont, Galli de'Paratesi, Hamel-Muñoz Cruz e un'altra introduzione di Schlieben-Lange. Chiudono il volume (che contiene più errori di stampa di quanto si desidererebbe) una bibliografia unificata e informazioni su certe ricerche di sociolinguistica in Piemonte e al *Centre d'études franco-ontariennes*.

È ovviamente impossibile dar conto qui anche solo in modo sommario della globalità delle cose emerse, e ci si limiterà ad accennare a qualche aspetto che riteniamo meno contingente di altri, secondo i gusti del recensore, facendo quindi parecchi torti. Comunque, ai gusti di chi scrive (e che non era presente ai lavori), la sezione meglio riuscita pare la seconda, grazie al confronto fra metodi d'analisi della variazione linguistica ed esperienza di sistemazione dei dati raccolti sul terreno, con utili puntualizzazioni e approfondimenti (ma anche con inutili tentativi di rifondare *ab ovo* la teoria della variazione come una «linguistica differenziale» su basi biologiche, interazionali, ecc. ...) sul versante dell'applicazione della grammatica della variazione a *continua* coi due estremi della lingua e del dialetto distanti fra loro (situazione veneta, Mioni), sull'ampliamento della nozione di variabile sociolinguistica a

livelli alti del sistema (Thibault, Sankoff, Lavandera), sul concetto di *marché linguistique* che sta prendendo piede nella sociolinguistica più sociologicamente orientata (Encrevé).

La prima sezione, pur molto ricca di documentazione, soffre di disomogeneità fra i contributi, alcuni (Di Luzio, sulla sociolinguistica in Italia) ampi, oggettivi e bene informati, altri invece piuttosto parziali, sommari o di taglio troppo allottio. Spiace la mancanza di rassegne circa il Belgio francofono, la Svizzera romanza, l'America Latina; ed in generale è sottorappresentata la sociolinguistica educativa. Molti i contributi rilevanti su problemi specifici sia nella terza sezione (ove meriterebbe approfondimenti la decisa impostazione storico-antropologica che Sobrero dà allo studio delle conseguenze delle migrazioni interne italiane sul repertorio linguistico), sia nella quarta e nella quinta, dove mostrano speciale riguardo per i problemi generali di metodo i contributi di Giacalone Ramat, di Galli de' Paratesi e di Lafont, e dove Scherfer propone un'attenta analisi della nozione di 'coscienza linguistica'. Non mancano interessanti rapporti di ricerca sul campo, come quelli di Mougeon (2^a sez.) sui fattori extralinguistici determinanti l'impiego dei pronomi riflessivi nel francese dell'Ontario, di Fleischmann (3^a sez.) sugli atteggiamenti verso il creolo a Haiti, di Hamel e Muñoz Cruz su problemi di diglossia otomí-spagnolo in comunità indigene messicane (ove fa capolino, per il lettore-sociolinguista europeo, anche un leggero 'fascino dell'esotico').

I materiali di corredo alle varie sezioni documentano poi opportunamente le vivaci discussioni che si sono avute specialmente su concetti come quello di «coscienza linguistica», sulla utilizzabilità di variabili non fonologiche, sui rapporti con la sociologia, e anche su questioni più particolari quali la nozione di 'italiano popolare', rapporti fra variazione linguistica e sesso dei parlanti, *continuum*, ecc., e naturalmente su un'intera lista di *desiderata* di ricerca più o meno urgenti.

Qual è la visione d'insieme che si può trarre circa la sociolinguistica nei paesi di lingua romanza? Le considerazioni a cui induce il volume sono molte. Anzitutto, spiccano bene alcuni dei punti critici a cui si accennava aprendo questa nota: la sociolinguistica romanza mostra di essere pienamente cosciente di problemi importanti per lo *status* stesso della disciplina, quali il potere esplicativo della teoria della variazione (così com'è stata elaborata da Labov e dai suoi seguaci) e del suo campo di applicazione, le questioni inerenti la raccolta dei dati e l'osservazione empirica (si è tutti d'accordo – cf. Schlieben-Lange, p. 189–93 – che i questionari o metodi da 'storia orale' danno l'ideologia degli usi, il modello che ne ha l'intervistato, e non la realtà. È ovvio. Ma come sostituirli con metodi alternativi *economici*? L'osservazione partecipante non può rimpiazzare totalmente l'inchiesta a larga scala, per la sua stessa natura – si può osservare partecipando un *réseau* comunicativo, non la società nel suo insieme –; e d'altra parte è chiaro che l'ideologia e il modello stesso che i parlanti hanno degli usi linguistici ha la sua importanza, eccome, per capire la coscienza comunitaria e la collocazione delle varietà di lingua nel repertorio), le modalità e possibilità di intervento sul territorio. A questo proposito, risulta altresì nettamente dai contributi presentati l'esistenza nel mondo romanzo di *due* sociolinguistiche, una sociolinguistica accademica e una sociolinguistica – *absit iniuria verbis* – protestataria, con minori interrelazioni fra le due, forse, di quanto sarebbe giusto. Così come pare prevalere una sociolinguistica dei margini (delle minoranze linguistiche, delle isole alloglotte, delle migrazioni interne, ecc.) rispetto a una sociolinguistica generale, o anche solo a una dialettologia urbana.

Sempre in tema di differenze, balza agli occhi la grande disparità del modo in cui si fa sociolinguistica nei diversi paesi. A parte il caso del Canada, che risente fortemente della vicinanza della sociolinguistica americana alla Labov, l'Italia risulta certamente il paese con il maggior numero di studi e ricerche nel settore e con uno stato più avanzato della disciplina. Fa specie la differenza con la Francia, che, salvo eccezioni, non ha ancora sviluppato una tradizione o corrente omogenea di studi sociolinguistici *stricto sensu*, e che tende piuttosto

alla brillante fabulazione sociologizzante sui massimi problemi o a una sociolinguistica discorsiva di forte taglio politico-critico. Quanto a una valutazione globale, hanno certamente ragione Dittmar e Schlieben-Lange quando nell'introduzione osservano che «les sociolinguistes 'romans' sont plus critiques, plus conscients en face de leur fondement théorique et de leur procédé méthodologique» (p. 8) rispetto alla sociolinguistica americana, che dal canto suo si avvale di metodi più 'eleganti'. In effetti, il volume mostra bene come la sociolinguistica romanza non abbia la raffinatezza teorica e di trattamento dei dati empirici tipica di quella americana (e anche inglese) e soffra di una generica debolezza istituzionale, non potendo contare sul supporto di un'adeguata ricerca sul campo (si sa che per loro natura le indagini sociolinguistiche sono assai costose...) né su un apparato solido e ambizioso (lo statuto della disciplina è in Europa accademicamente ancora molto incerto) retrostante; ma in compenso sia caratterizzata da un maggior spessore storico, da una più sottile consapevolezza dei propri problemi e del proprio situarsi di fronte alle altre tradizioni di ricerca e agli altri settori della linguistica, e dalla sensibilità a una gamma forse più ampia di stimoli diversi.

V'è infine, venendo a temi di ordine più generale, un importante problema rappresentato in molti dei contributi e che è connesso con il dissidio fondamentale alla radice di molti degli attuali 'guai' della sociolinguistica: vale a dire, l'assai delicata questione del rapporto fra la specificità di dati 'locali', strettamente legati a situazioni e determinanti particolari, e problematiche generali, esplicative del funzionamento del *language-in-society*: che la relazione fra il contingente e il microstorico da un lato e 'universali' dall'altro, quale traspare dalla difficoltà di inquadrare in una cornice più generale alcuni dei contributi del presente volume, sia venuta in primo piano fra i sociolinguisti sensibili al valore critico del loro operare non stupisce (essendo la sociolinguistica quella fra le discipline linguistiche più esposta di natura a un dissidio del genere), e allo stesso tempo fa bene sperare per la futura possibilità della sociolinguistica di rispondere adeguatamente ai compiti che si era posta e alle speranze che aveva suscitato.

Gaetano Berruto



HANS GOEBL, *Dialektometrie. Prinzipien und Methoden des Einsatzes der Numerischen Taxonomie im Bereich der Dialektgeographie*, Wien 1982, 124 p. Text, 41 Textfiguren und Tabellen (*Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Denkschriften, Band 157*).

Depuis quelques années, Hans Goebel s'est affirmé comme le maître incontesté d'une sous-discipline dialectologique dont le regretté Jean Séguy¹ a jeté les bases méthodologiques: la dialectométrie. À vrai dire, l'approche quantitative (appliquée à la détermination d'isoglosses) avait eu des précurseurs dans Th. Lalanne² et E. B. Atwood³, mais chez ces auteurs elle ne sous-tendait pas un programme complet pour l'étude des dialectes. Ce programme,

¹ Cf. J. SÉGUY, «La relation entre la distance spatiale et la distance lexicale», *RLiR* 35 (1971), 335-357; «La dialectométrie dans l'Atlas linguistique de la Gascogne», *RLiR* 37 (1973) 1-24; «La fonction minimale du dialecte», in: *Les dialectes romans de France à la lumière des atlas régionaux*, G. STRAKA - P. GARDETTE (éds), Paris 1973, p. 27-37.

² TH. LALANNE, «Indice de polyonymie. Indice de polyphonie», *FM* 21 (1953), 263-274 (voir déjà TH. LALANNE, *L'indépendance des aires linguistiques en Gascogne maritime*, Saint-Vincent-de-Paul 1949).

³ E. B. ATWOOD, «The Phonological Division of Belgo-Romance», *Orbis* 4 (1955) 367-389.

connu aujourd'hui sous le nom de dialectométrie, a été échafaudé par J. Ségué et élaboré par Hans Goebel dans une série impressionnante de travaux⁴: il consiste à intégrer la taxonomie numérique à la géographie linguistique. Le travail sous recension constitue une synopse théorique du modèle dialectométrique développé par Hans Goebel⁵; en même temps, il peut servir de manuel pour l'enseignement (ou la pratique) de la dialectométrie.

Le livre compte 7 chapitres: «Problemstellung» (p. 7–14); «Meßansatz» (p. 15–21); «Q-Analyse» (p. 23–24); «Ähnlichkeitsmessung und Isochorenprinzip» (p. 25–40); «Taxometrische Verwertung mehrerer statistischer Kennwerte der Ähnlichkeitsverteilungen» (p. 41–48); «Distanzmessung und Isolinienprinzip» (p. 49–55); «Nachbemerkung» (p. 57–59). Il se termine par une riche bibliographie et une liste des abréviations (p. 61–67), et un appendice (p. 70–123) contenant des figures (cartes, profils) et des tableaux rassemblant les données quantitatives. L'ouvrage se caractérise par la rigueur et la clarté de l'exposé: l'information est dense, mais présentée avec maîtrise. En dépit du caractère technique de cette approche quantitative, H. Goebel a réussi à éclairer les notions statistiques qui constituent le fondement de la dialectométrie, et à les illustrer par des exemples dialectologiques: ce n'est pas le moindre de ses mérites.

Dans le premier chapitre, Goebel insiste sur la nécessité d'une approche systématique afin de proposer une classification ou une typologie de données quantitatives (ou quantifiables).

⁴ H. GOEBL, «Dialektometrie», *Grazer linguistische Studien* 1 (1975) 32–38; «La dialectométrie appliquée à l'ALF (Normandie)», in: *XIV Congresso internazionale di linguistica e filologia romana. Atti*, vol. II, éd. par A. VÄRVARO, Napoli – Amsterdam, 1976, p. 165–195; «Rätoromanisch versus Hochitalienisch versus Oberitalienisch. Dialektometrische Betrachtungen innerhalb eines Diasystems», *Ladinia* 1 (1977), 39–71; «Zu Methoden und Problemen einiger dialektometrischer Meßverfahren», W. PUTSCHKE (éd.), *Automatische Sprachkartographie, Germanistische Linguistik* 3–4 (1977), 335–365; «Analyse dialectométrique de quelques points de l'ALS (italien standard, valdôtain, provençal alpin, turinois, milanais)», in: *Lingue e dialetti nell'arco alpino occidentale. Atti del Convegno internazionale di Torino*, éd. par G. P. CLIVIO – G. GASCA QUEIRAZZA, Torino 1978, p. 282–294; «Dialektometrie – Methoden und Probleme einer empirischen Betrachtung von Sprache im Raum (Tondiaschau)», in: *Proceedings of the Twelfth International Congress of Linguists (Vienna 1977)*, éd. par W. DRESSLER – W. MEID, Innsbruck 1978, p. 611–613; «Die sprachliche Gliederung Frankreichs», in: H. BERSCHIN – J. FELIXBERGER – H. GOEBL, *Französische Sprachgeschichte*, München 1978, p. 243–310; «Typologia quantitativa oder così fan tutte», *Grazer linguistische Studien* 11/12 (1980), 103–117; «Dialektgeographie + Numerische Taxonomie = Dialektometrie. Anhand rätoromanischer und oberitalienischer Dialektmaterialien (ALS)», *Ladinia* 4 (1980), 31–95; «Éléments d'analyse dialectométrique (avec application à l'ALS)», *RLiR* 45 (1981), 349–420; «Isoglossen, Distanzen und Zwischenpunkte. Die dialektale Kammerung der Rätoromania und Oberitaliens aus dialektometrischer Sicht», *Ladinia* 5 (1981), 23–55; «La méthode des interpoints appliquée à l'ALS (essai de dialectométrie)», in: *Mélanges de philologie et de toponymie romanes offerts à Henri Guiter*, Perpignan 1981, p. 137–172; «Dialektometrie = quantitative Dialektgeographie. Ein interdisziplinärer Hinweis für Geographen», *Klagenfurter geographische Schriften* 2 (1981), 201–217; «Stammbaum und 'Welle'. Vergleichende Betrachtungen aus numerisch-taxonomischer Sicht», *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 2 (1983), 3–44; «Messen, Matrizen und Mustererkennung. Methodisch-methodologische Bemerkungen zur Verwendung der numerischen Klassifikation in der Geolinguistik», *Folia Linguistica* 17 (1983), 403–444; «Parquet polygonal et treillis triangulaire: Les deux versants de la dialectométrie interponctuelle», *RLiR* 47 (1983), 353–412.

⁵ Dans la plupart de ses travaux, H. GOEBL a pris la peine d'informer ses lecteurs à propos de la méthode dialectométrique; ces exposés méthodologiques (cf. surtout «Dialektgeographie + Numerische Taxonomie = Dialektometrie», a.c., et «Éléments d'analyse dialectométrique...», a.c.) ont été condensés et systématisés dans le livre recensé ici. Pour quelques développements méthodologiques très récents, voir les articles de GOEBL publiés en 1983 (cf. la note précédente).

On touche ici au problème de la *typologisation* vs *particularisation*⁶, que Goebel considère comme un avatar du fameux problème des universaux (*réalisme* vs *nominalisme*)⁷: «Im Grunde ging und geht es damals wie heute um zwei verschiedene erkenntnistheoretisch-philosophische Weltbilder, die seinerzeit durch einen mehr (P. Meyer, G. Paris etc.) oder weniger (G. I. Ascoli etc.) streng artikulierten Positivismus markiert wurden, letztendlich aber in die Polarität des Universalienstreites (Nominalismus: real/wirklich ist nur das Besondere; Realismus: real/wirklich ist nur das Allgemeine) eingeordnet werden müssen. Damit wurzelt die Klassifikationsproblematik geistesgeschichtlich in einer seit dem Hochmittelalter immer wieder angeschnittenen Frage und verfügt solcherart über eine große historische Tiefe (und Beständigkeit)» (p. 8). La dialectométrie est pour H. Goebel un moyen de rationaliser, à l'aide de la taxonomie numérique, les données classiques de la géographie linguistique, à des fins typologiques⁸.

Le modèle dialectométrique se définit, de façon générale, comme une procédure quantitative qui met en œuvre deux variables: Σ *objets* (= les points sur l'atlas linguistique) et Σ *traits* (= les caractéristiques linguistiques notées sur les cartes de l'atlas). La dialectométrie, formellement basée sur la taxonomie numérique (ou: «analyse typologique», «classification automatique», cf. p. 13), est appliquée ici à des données romanes⁹, et plus particulièrement aux matériaux contenus dans l'*AIS*¹⁰.

Le second chapitre définit la matrice des données. Celle-ci comprend: (a) les données dialectales brutes (*Taxandum*), (b) les points de l'atlas, (c) les critères discriminatoires pour l'isolement des unités taxatoires: différences lexicales et morpho-syntaxiques¹¹, (d) les cartes analysées avec le(s) trait(s) qu'elles illustrent, (e) le nombre des unités taxatoires désignées dans la matrice des données.

Les rapports numériques entre les éléments de la matrice des données font l'objet de l'étude des mesures de similarité et distance (cf. le troisième chapitre, p. 23–24). Au concept de similarité (= proportion de traits communs) correspond l'*Indice relatif d'identité* (cf.

⁶ Parmi les «typophiles» de la dialectologie de la fin du XIX^e siècle, GOEBL range G. ASCOLI, J.-P. DURAND, CH. DE TOURTOULON; parmi les «typophobes» figurent P. MEYER, G. PARIS et J. GILLIÉRON (cf. «Parquet polygonal...», *a.c.*, p. 383; «Messen, Matrizen, ...», *a.c.*, p. 436).

⁷ Cf. «Typologia...», *a.c.*, p. 112–114. Une source plus directe nous semble être l'opposition entre les sciences de l'individuel (sciences humaines) et les sciences du général (sciences exactes), qui occupe une place centrale dans la philosophie des sciences de la fin du XIX^e siècle (WINDELBAND, DILTHEY).

⁸ Cette typologisation est basée sur la systématisation et la réduction des données, et leur intégration à des classes (cf. GOEBL, p. 11; voir aussi H. H. BOCK, *Automatische Klassifikation. Theoretische und praktische Methoden zur Gruppierung und Strukturierung von Daten (Cluster-Analyse)*, Göttingen 1974, et D. v. ZERSEN, «Methoden der Konstitutions- und Typenforschung», in: *Enzyklopädie der geisteswissenschaftlichen Arbeitsmethoden*, 9. Lieferung: *Methoden der Anthropologie, Anthropogeographie, Völkerkunde und Religionswissenschaft*, M. THIEL éd., München – Wien 1973, p. 35–143).

⁹ Pour une application de la méthode quantitative à d'autres langues, voir G. DOERFER, «Bemerkungen zur linguistischen Klassifikation», *IF* 76 (1971), 1–14; P. FRONZAROLI, «Metodi statistici nella linguistica diacronica», *Il Verri* 24 (1967) 100–115. Pour une application aux dialectes gascons, voir les travaux de J. SÉGUY mentionnés dans la note 1; pour des applications à d'autres dialectes romans, voir H. GUIER, «Atlas et frontières linguistiques», in: *Les dialectes romans de France à la lumière des atlas régionaux*, G. STRAKA – P. GARDETTE éds, Paris 1973, p. 61–109; H. GUIER, «Une vérification de loi linguistique par corrélation», *RLiR* 38 (1974), 253–264; L. REMACLE, «La différenciation lexicale en Belgique romane», *Dialectes de Wallonie* 4 (1975/1976), 5–32.

¹⁰ K. JABERG – J. JUD, *Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz*, Zofingen 1928–1940 (VIII Bde); ce sont les volumes I, II et IV qui ont été exploités par H. Goebel (cf. p. 15).

¹¹ Sur l'importance de ces données vis-à-vis des faits phonétiques, voir GOEBL, p. 18. À propos du nombre de données à intégrer, et les effets stabilisateurs d'un vaste ensemble de données, cf. p. 19–20.

p. 23); à celui de distance correspond l'*Indice relatif de distance*, complémentaire au *IRI*¹². L'information obtenue par ces calculs peut être visualisée à l'aide de différents types de cartes¹³: cartes à isochores (ou polygones de Thiessen), cartes triangulées, cartes digitales en relief, etc. La mise en carte des données numériques se fait à l'aide de trois algorithmes d'intervallisation (appelés *MINMWMAX*, *MEDMW* et *MED*)¹⁴, qui permettent d'établir des classes ou échelles de valeur (à 6 ou à 12 intervalles), à l'intérieur d'un continuum. De cette façon, on peut introduire des seuils de différenciation progressive, fonctionnant comme frontières dans le paysage dialectal.

Pour chaque point de l'atlas, on peut ainsi rédiger¹⁵ une fiche numérique rassemblant les données quantitatives, soumises aux principes d'intervallisation, qui concernent ses rapports (similarité/distance) avec tous les autres points du corpus pour un nombre *x* de traits (la fiche mentionne également d'autres données statistiques, telles que l'écart type et le coefficient de Fisher). Résultat pratique: pour chaque point, on peut préciser – et les cartes constituent une visualisation synoptique¹⁶ de ces conclusions – s'il se situe au milieu d'une zone homogène, ou dans une zone de transition, et on peut déterminer avec quels autres points le contact linguistique sera facile, plus ou moins difficile, pénible, ou pratiquement impossible (en ce qui concerne la formule du produit d'interaction calculé pour un certain point de l'atlas, voir p. 46–48).

Dans le sixième chapitre (p. 49–55), Goebel rejoint une des préoccupations essentielles de la dialectologie classique: l'établissement d'isoglosses (ou mieux, de faisceaux d'isoglosses), permettant de circonscrire les domaines dialectaux. C'est par un emploi quantitatif de la méthode des interpoints que Goebel distingue, pour le corpus de l'*AIS*, les domaines suivants (p. 54): occitan alpin, francoprovençal, romanche des Grisons, trentin, ladin, frioulan, istriote, vénitien, romagnol et émilien, marchais, toscan, lombard, piémontais et ligure.

Dans sa conclusion (p. 57–59), H. Goebel a rassemblé quelques citations tendant à montrer la valeur de la dialectométrie pour la classification et la typologie, et il souligne les apories des approches atomistes, voire pointillistes.

La solidité méthodologique et la valeur interdisciplinaire de la dialectométrie ne sauraient être mises en doute. Hans Goebel a parfaitement raison d'insister sur l'objectivité de son approche quantitative et structurale, et de ne pas cacher sa confiance dans son modèle: «Zusammenfassend darf gesagt werden, daß dialektometrische Klassifikationsverfahren wie die vorgeführte Ähnlichkeitsmessung ein volltaugliches Mittel sind, die seit der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts immer wieder auftauchende Frage nach der Stellung verschiedener Sprachvarianten zueinander präzise zu lösen. Allerdings sind mit den vorgeführten dialektometrischen Mitteln keine allumfassend gültigen Antworten zu erreichen, sondern einzig und allein Antworten auf präzise gestellte und eng eingegrenzte Fragen. Derartige Fragen können aber nur aus einem methodologisch auf taxometrisches Arbeiten eingestellten Wissenschaftsganzen erwachsen. Es besteht in Anbetracht des hohen methodologischen Standards, der hiezu im Bereich von Biologie-Biometrie, Psychologie-Psychometrie, Anthropologie-Anthropometrie, Operations Research, Ökonometrie, etc. herrscht, nicht der ge-

¹² Pour une explication plus élaborée, voir H. GOEBL, «Parquet polygonal ...», *a.c.*, p. 364–367.

¹³ Cf. le quatrième chapitre, p. 25–40. Ces pages contiennent aussi quelques idées sur l'analogie entre la similarité dialectale et quelques concepts sociologiques et anthropologiques, et sur l'effet psychologique et perceptif de la mise en carte (cf. GOEBL, «La méthode des interpoints appliquée à l'*AIS*...», *a.c.*).

¹⁴ Cf. p. 29–30; voir aussi GOEBL, «Zu Methoden und Problemen...», *a.c.*, p. 345–346.

¹⁵ Voir le cinquième chapitre, p. 41–48.

¹⁶ Pour la confection des cartes qui montrent les différents noyaux d'un paysage linguistique, voir les règles pratiques formulées par GOEBL (p. 43–44).

ringste Zweifel, daß innerhalb der Sprachwissenschaft diese Wissenschaftskonstellation im Sinne einer methodologischen Reife des klassifikatorischen Denkens bei weitem noch nicht erreicht ist. Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß sich dieser Zustand ändern wird» (p. 32). Toutefois, on ne saurait perdre de vue¹⁷ que la dialectométrie présente aussi quelques aspects subjectifs (dans le choix des traits, la sélection des cartes, et dans l'interprétation géolinguistique), et que la dialectométrie s'appuie sur d'autres types de recherche dialectologique, où la quantification n'a pas le même rôle prépondérant. Le pittoresque gardera sa place dans la dialectologie, principalement dans les travaux qui ont un lien direct avec les enquêtes sur le terrain, et sans doute la dialectologie profitera-t-elle de la variété des intérêts de ceux qui la pratiquent. Mais l'approche quantitative a un rôle essentiel à remplir dans la classification et la typologie des dialectes; et dans l'étude systématique des données c'est la dialectométrie qui s'avère le guide le plus sûr. L'excellent manuel¹⁸ de Goebel en fournit une preuve éloquente.

Pierre Swiggers/Ludo Melis



TILMAN TUMLER, *Der Tempusgebrauch der Vergangenheit in der modernen italienischen Prosa*, Wien (Braumüller) 1980, VIII + 181 p. (*Wiener Romanistische Arbeiten* 12).

Die Themenwahl dieser Wiener Dissertation ist ohne jeden Zweifel verdienstvoll, stellt doch die italienische Syntax einen nach wie vor äußerst stiefmütterlich behandelten Bereich dar. Gerade die Frage des Tempusgebrauchs im Italienischen bereitet auch dem Nicht-Muttersprachler immer wieder erhebliche Schwierigkeiten, weshalb die Hoffnung des Verfassers, seine Untersuchung könnte auch im didaktischen Bereich nicht ohne Nutzen sein, vorerst durchaus berechtigt erscheint. Wenn man dann aber bedenkt, wie wenig Einfluß die wissenschaftliche Untersuchung des Tempusgebrauchs beim in dieser Hinsicht vorbildlich aufgearbeiteten Französisch auf die Fremdsprachendidaktik gehabt hat, so wird man dieser Hoffnung doch mit einiger Skepsis begegnen.

Angeregt wurde die Arbeit noch durch Carl Theodor Gossen, durchgeführt und eingereicht dagegen unter Wolfgang Pollak. Sie beschränkt sich ausdrücklich auf den Vergangenheitsbereich und untersucht in diesem vordringlich die Konkurrenzsituation vom *imperfetto*, *passato remoto* und *passato prossimo*; die übrigen Tempora bzw. toncalen Tempusverwendungen (z.B. *presente storico*, *trapassato prossimo*, *trapassato remoto*, *condizionale* usw.) werden nur in zweiter Linie noch mitberücksichtigt. Die Untersuchung stützt sich v.a. auf ein Korpus von rund 2200 statistisch ausgewerteten Belegen, das noch durch 1200 im Kontext durchinterpretierte Beispiele ergänzt wird¹; zur Veröffentlichung gelangt hiervon jedoch nur ein Bruchteil. – Methodisch will der Verfasser strukturalistische Analyse mit «intuitiver» Einzelinterpretation (*a posteriori*-Erklärungen) verknüpfen (p. 3). Es muß aber schon an

¹⁷ Voir d'ailleurs les remarques pertinentes dans H. GOEBL, «Parquet polygonal...», *a.c.*, p. 360–361.

¹⁸ Les fautes d'impression sont très rares; à la p. 18 ligne 26 il faut lire *massimo di diversificazione*; à la p. 39 la suite de la ligne 16 manque; p. 64 lire LALANNE, TH.; p. 81 en bas: lire *Prüfbezugs-punkt* 365.

¹ Die untersuchten Texte stammen von Manzoni (*Promessi sposi*) und Verga (*Malavoglia*) sowie von 16 Prosaa Autoren des 20. Jahrhunderts.

dieser Stelle gesagt werden, daß wir die strukturalistische Analyse in der Untersuchung vergebens gesucht haben – es sei denn, der Verfasser versteht hierunter seine Auszählstatistiken, die aber nicht entfernt mit Strukturalismus etwas zu tun haben. Überdies scheint es mir in sich widersprüchlich zu sein, einerseits sich zu *a posteriori*-Erklärungen zu bekennen, andererseits für den Fremdsprachenunterricht nutzbare Resultate vorlegen zu wollen: irgendwo müßte zumindest einer Theorie mit prognostischer Kraft ein Plätzchen eingeräumt werden!

Die Arbeit beginnt mit einer kurzen Einleitung (p. 3/4), um sich dann gleich einem (äußerst gerafften) Forschungsbericht zuzuwenden (Kap. A, p. 5–29). In diesem werden die sich in der Sekundärliteratur findenden Aussagen zu Funktion und Leistung der einzelnen Vergangenheitstempora resümiert, wobei leider meist nicht ersichtlich ist, ob der Verfasser nur fremde Meinungen referiert oder sich diese zu eigen macht. So ist z. B. p. 8 im Anschluß an Kalepky von der «deiktischen Unbestimmtheit» des Imperfekts die Rede, und zwar so, als hätte Tumler gegen eine derartige unsinnige Auffassung nicht das geringste einzuwenden; erst p. 12 wird in vollkommen anderem Zusammenhang deutlich, daß er durchaus auch weiterhin an einer primär temporal-deiktischen Funktion festhält. – In Kap. B (p. 31–105) wird dann das statistische Korpus unter den verschiedensten Gesichtspunkten ausgewertet, um so die die Tempuswahl beeinflussenden Faktoren u. U. in den Griff zu bekommen. Die Grobklassifikation erfolgt nach Verben bzw. Verbbedeutungen, Tempora, Satzarten und Tempusverbindungen mit z. T. stark verästelten Subklassifikationen. Die Ergebnisse der statistischen Auswertung werden p. 88–105 ausführlich kommentiert. – Kap. C (p. 107–157) bringt die Einzelinterpretationen. Dabei wird versucht, alle in der Sekundärliteratur erwähnten bzw. in Kap. B ermittelten Verwendungsweisen mit einigen Beispielen zu illustrieren und einen erklärenden Kommentar zu liefern. Dieser fällt allerdings meist außerordentlich subjektiv aus; objektivierbare Kriterien für die Wahl des einen oder andern Interpretationsansatzes fehlen in aller Regel. Ganz besonders auffällig ist, daß die in einer großen Zahl von Fällen unübersehbare Polyvalenz fast regelmäßig unterschlagen wird. – Das als «Schlußfolgerungen» ausgewiesene Kapitel D (p. 159–172) verdient diesen Namen nur bedingt. Es bringt in einem ersten Teil «Bemerkungen zum Stil der einzelnen Autoren», vergleicht in einem 2. Teil die Resultate der bisherigen Forschung mit denjenigen der eigenen Arbeit und versucht schließlich noch, vor dem Hintergrund dieser Ergebnisse die Verwendungsregeln für Vergangenheitstempora in 7 didaktischen Werken einer kritischen Sichtung zu unterziehen. Gerade dieser Teil erweist sich als vollkommen unergiebig, da er sich im wesentlichen darauf beschränkt, die Erwähnung oder Nichterwähnung des einen oder anderen Verwendungstyps festzustellen. Jede Berücksichtigung von Gesamtzusammenhängen und möglichen Modellansätzen fehlt ebenso wie eine Beurteilung der Praktikabilität und Effizienz des jeweiligen Regelwerks².

Schon die bisherigen Ausführungen haben wohl deutlich werden lassen, daß wir gegenüber der Arbeit zahlreiche Vorbehalte haben. Sie hat bei uns einen außerordentlich unbefriedigenden Eindruck hinterlassen, bringt sie doch – trotz des an sich guten Materials – kaum greifbare Ergebnisse. Dies beruht zuerst einmal auf nicht zu übersehenden theoretischen Mängeln und Schwächen. Kern des Problems ist wohl die Tatsache, daß die Interpretationen bzw. Erklärungen der bisherigen Forschung einfach als mehr oder weniger gleichberechtigt nebeneinander gestellt, gewissermaßen gereiht werden. Dieses aus den unterschiedlichsten Quellen stammende und in den verschiedenartigsten Begründungszusammenhängen erarbeitete Inventar³ wird dann zum Raster für die eigene Analyse gemacht – ohne jeden Versuch einer Hierarchisierung oder Ableitungsstruktur. Es fehlt jede umfassende, übergreifende

² Es folgt dann p. 173–81 noch die Bibliographie.

³ Cf. hierzu z. B. die Liste der typisierten Verwendungsweisen, p. 15ss.

Definition der Funktion der einzelnen Tempora auf Systemebene; Tumler kennt keinen Grundwert auf der Ebene der *langue*, sondern nur Nutzwerte (evtl. Nutzwerttypen), die in der *parole* (allenfalls in der *Norm* [Coseriu]) anzusiedeln sind. Dies führt dann zu (fast stereotypen) Aussagen wie «Im Fall X steht das P.r., aber auch das Impf. kommt vor» und etwa zu folgender Schlußfolgerung: «All dies weist wieder darauf hin, daß bei der Verwendung von Imp., P.r. und P. Pr. nicht nur der Aspekt und die Aktionsart in ihren herkömmlichen Definitionen, sondern oft auch die Tonalität und Dynamik der Erzählung eine Rolle spielen.» Nur: Aspekt und Aktionsart (ebenso wie temporale Deixis) sind Vorgaben der Sprache, strukturbedingte Grundwertkomponenten; Tonalität, Erzähldynamik usw. dagegen sind mit diesen Instrumenten erzielte (u.U. angestrebte, d.h. intentionale) Effekte, Resultate. Wieso kaprizieren sich Linguisten in ihrem Bereich immer wieder darauf, Dinge einander gleichzustellen, die so unterschiedlichen Ebenen angehören wie der Schraubenzieher und die eingedrehte Schraube, der Hammer und der eingeschlagene Nagel, das Glas und das Trinken, usw.? Nun, bei Tumler scheint zumindest einer der Gründe für diese Fehlleistung faßbar zu sein: ein vollkommen ungenügender *langue*-Begriff. Dieser scheint z.B. p. 4 auf, wenn zu eher marginalen Verwendungsweisen der Vergangenheitstempora bemerkt wird, daß «der Grad der Grammatikalisierung vieler dieser Erscheinungen schwer zu bestimmen und die Konzeption der Grammatizität als Zugehörigkeit zur «*langue*» vielleicht für viele schwierige Bereiche der Sprache zu eng ist.» Man hat den Eindruck, daß normative Grammatik⁴ und *langue* hier gleichgesetzt werden; auf jeden Fall sieht Tumler im *langue*-gegebenen Grundwert der sprachlichen Einheiten *nicht* eine die konkreten Nutzungen und Verwendungstypen transzendierende, rein permissive Größe, die den *Rahmen des Möglichen* absteckt – und zwar auch dessen, was noch nicht traditionalisiert ist!

Auch die «Neudefinition» von 2 Erzählfunktionen, die Tumler Typ A und B nennt, kann nicht als bedeutende Eigenleistung im theoretischen Bereich angesehen werden⁵. Typ A wird als die Handlung vorantreibend definiert, während Typ B in dieser Hinsicht negativ markiert wäre, d.h. so etwas wie den «Hintergrund» markieren würde. Diese Unterscheidung scheint sich deutlich an Weinrichs Vordergrund/Hintergrund-Dichotomie anzulehnen⁶ – die nun allerdings von Tumler als Pollak-Schüler gerade scharf kritisiert wird (cf. p. 9ss.)⁷. Diese Kritik scheint mir allerdings Weinrich nicht zu treffen: Tumler begreift die Weinrichsche Dichotomie als etwas objektiv Gegebenes, und nicht – wie dort intendiert – als primär in der Ermessensfreiheit des Autors liegende Reliefgebung. Interpretiert man Weinrichs Ansatz in diesem Sinne, dann lassen sich kaum mehr Unterschiede zu Tumlers Konzeption ausmachen. – Eine ähnliche Fehlinterpretation findet sich in Bezug auf Christmanns⁸ Begriff des *Stadiums* (p. 24), das nicht als von der deiktischen Zeit unabhängige Vorgangszeit begriffen wird, sondern über den Begriff der «Abgeschlossenheit» mit dieser verquickt erscheint – anders kann man sich eine Aussage wie die folgende nicht erklären: «Auch im Bereich der «Stadien» kann das P. r. eine Funktion haben, und zwar dürfte es wie das narrative P. Pr. «Abgeschlossenes» bezeichnen...» Es wird hier deutlich verkannt, daß das Stadium eine definitivische Kategorie ist, der Aspekt dagegen eine sprecherabhängige Perspektivenwahl darstellt⁹. –

⁴ Und diese ist in der Tat immer zu eng um die Fülle der sprachlichen Möglichkeiten und Variationen adäquat erfassen zu können!

⁵ Cf. p. 20/21 und passim.

⁶ Cf. H. WEINRICH, *Tempus. Besprochene und erzählte Welt*, Stuttgart 1964 (21971).

⁷ Cf. W. POLLAK, *Linguistik und Literatur*. Zu Harald Weinrichs Tempus, *ZRPh.* 84 (1968), 380–480.

⁸ Cf. H.-H. CHRISTMANN, *Zum «Aspekt» im Romanischen*. Bemerkungen zu einigen neueren Arbeiten, *RF 71* (1959), 1–16. – Vgl. auch T.B.W. REID, *RLiR* 19 (1955), 27.

⁹ Cf. hierzu auch P. WUNDERLI, *Modus und Tempus*, Tübingen 1976, p. 6/7.

Und schließlich wäre noch zu erwähnen, daß an zahlreichen Stellen von einer metaphorischen Verwendung der Tempora die Rede ist¹⁰, nirgends aber eine Metapherdefinition gegeben wird. Unter diesen Voraussetzungen wäre es fast schon erstaunlich, wenn griffige Ergebnisse zustande kämen.

Auch die Statistik kann nicht befriedigen – ja sie muß bei der ungenügenden theoretischen Grundlegung zwangsläufig problematisch bleiben¹¹. Doch nicht genug damit, daß die statistischen Erhebungskategorien nicht hinreichend begründet sind: auch die Statistik selbst beschränkt sich auf eine reine Auszählstatistik unter verschiedensten Gesichtspunkten; der Ausdruck «Korrelationsfaktor» taucht in der ganzen Arbeit nicht ein einziges Mal auf! Dies führt dann zu Aussagen wie «In der Verwendung ? steht häufig das Tempus X, aber auch Tempus Y kommt vor» oder konkret: «Im Konsekutivsatz steht oft das P. r., welches ein für den Verlauf der Handlung weiterführendes Element darstellt: ... Doch auch hier kann das Impf. stehen, ...» (p. 141). Derartige Aussagen können nicht gerade als erleuchtend bezeichnet werden. Nicht viel besser steht es mit Aufstellungen wie z. B. p. 97, wo man erfährt, daß das Verhältnis zwischen explikativem und determinativem Relativsatz beim Impf. 3:2, beim P. r. 3:1, beim P. Pr. 1:1 usw. sei. Nur: was helfen mir derartige Angaben, wenn ich die absoluten Zahlen nicht kenne bzw. nicht weiß, wie sich die Frequenzen von Impf. : P. r. : P. pr. verhalten?

Was schließlich die Textstelleninterpretation angeht (Kap. C), so kann man sich sehr schnell des Eindrucks der Subjektivität und Willkür nicht erwehren:

- In Calvino 222 (p. 108) soll das Impf. eine plötzlich eintretende Handlung ausdrücken; handelt es sich nicht einfach um ein impressionistisches Impf.?
- In Buzzati 167 (p. 109) hätten wir ein «narratives» Impf.; drückt es nicht einfach Kursivität aus?
- In Calvino 207 (p. 109) würde das Impf. den «Typ A» zum Ausdruck bringen; liegt nicht einfach Hintergrundmarkierung vor?¹²
- In Verga 71 (p. 111) dürfte nicht «das szenische» Element, sondern schlicht die (nicht limitierte) Wiederholung für die Verwendung des Impf. ausschlaggebend sein.

Gesamthaft gesehen scheint die Misere der Interpretationen darin begründet zu sein, daß der Interpret eine «normative» Sicht an die Beispiele heranträgt, daß er nicht davon abstrahieren kann, wie die Dinge nach seiner Auffassung eigentlich «sein müßten»: er weigert sich, sich vom Autor leiten zu lassen, dessen (stilistischen) Intentionen zu folgen – und so tut sich dann immer wieder ein Graben zwischen dem Text einerseits und der linguistischen Analyse andererseits auf. Tumler wird so in zunehmendem Maße seinem eingangs geäußerten Prinzip untreu, wonach die subjektive Nutzung der Tempora deren «Funktionseigenschaften» (Grundwert) keineswegs aufhebt, sondern sie gerade erst deutlich hervortreten läßt (p. 11)!

Und was kommt letztlich an Ergebnissen heraus? Nun, daß die von der bisherigen Forschung als wichtig erachteten Faktoren Aspekt, Erzählstruktur, Reliefgebung und Erzählhaltung tatsächlich eine Rolle (aber genauer: welche und in welchem Ausmaß?) spielen, daß es Affinitäten einzelner Tempora zu gewissen Verben und Verbgruppen (bzw. der von ihnen

¹⁰ Cf. z. B. p. 16/17 u. passim.

¹¹ Cf. hierzu auch WUNDERLI, *Modus und Tempus*, p. 52ss.

¹² Vgl. zu all diesen Fällen die an sich richtige Bemerkung zum Verismo und seiner Vorliebe für das impressionistische Imperfekt (p. 170); unannehmbar ist es dagegen, in diesem Fall von einer «impressionistisch-deskriptiven Funktion» zu sprechen – gerade mit Deskriptivität hat diese Verwendung nichts zu tun.

repräsentierten Aktionsart) gibt, usw. (p. 163 ss.). All dies könnte nur den überraschen, der die Vorläufer Tumblers für vollkommen unfähig hielte! Unerwartet ist vielleicht einzig das Resultat, daß die (Zeit-)Adverbien kaum einen Einfluß auf die Tempussetzung zu haben scheinen – aber auch hier ist Vorsicht geboten: bevor man eine solche Feststellung trifft, müßte auf semantischer Ebene zuerst einmal die Frage nach der Polysemie der Adverbien *quando*, *come* usw. einer gründlichen Analyse unterzogen werden. Gesamthaft bleibt so beim Leser Enttäuschung, und dies umso mehr, als man bei den gewaltigen Vorarbeiten zum hinsichtlich des Tempusgebrauchs in vielerlei Hinsicht verwandten Französisch doch weit mehr hätte erwarten dürfen.

Peter Wunderli



Die Rechtsquellen des Kantons Graubünden. Die Statuten der Gerichtsgemeinden. Erster Teil: *Der Gotteshausbund.* Bd. 1: *Oberengadin.* Bd. 2: *Unterengadin.* Bd. 3: *Münstertal*, bearbeitet und hg. von ANDREA SCHORTA. Geschichtliche Einleitungen von Prof. PETER LIVER, Aarau (Sauerländer) Bd. 1: 1980, 670 p.; Bd. 2: 1981, 623 p.; Bd. 3: 1983, 422 p.

Im Jahr 1965 publizierte Andrea Schorta den 1. Band einer Sammlung von Rechtsquellen des rätoromanisch-ladinischen Raumes. Es handelte sich um Dorfordnungen des Unterengadins, die Schorta zwischen 1950–1965 in den *Annalas de la Società Retorumantscha* ediert hatte und die hier erstmalig in einem Sammelband zusammengefaßt wurden. 1969 folgte der 2. Band. Er enthielt die Dorfordnungen des Oberengadins, von Bergün und Filisur. Es wurde bald deutlich, daß hier ein Corpus von sprach-, kultur- und rechtshistorischer Bedeutung erster Güte im Entstehen war. Zwischen 1980 und 1983 erschienen nun, diesmal im Rahmen der *Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen*, 3 stattliche Bände mit Statuten der Gerichtsgemeinden des gesamten ladinischen Teils Graubündens. Der Name Schorta, bisher ruhmreich mit dem *Dicziunari Rumantsch Grischun* und mit dem *Rätischen Namenbuch* verbunden, knüpft sich hier an ein weiteres «opus magnum», von dem nur noch der Schlußstein fehlt: das Materienregister und die Glossare, die – wie man hört – bereits weit fortgeschritten sind. Zum Namen Schorta gesellt sich diesmal jener von Peter Liver, der zu den drei Quellenbänden mit den Gerichtsstatuten ausführliche landeskundliche und verfassungsgeschichtliche Einleitungen schrieb, die für die Einordnung und Gewichtung der Dokumente äußerst hilfreich, für den historischer Rechtsverhältnisse Unkundigen ganz gewiß unentbehrlich sind. Die eigentliche wissenschaftliche Bedeutung des Materials wird den Linguisten, Volkskundlern und Kulturhistorikern sicherlich erst beim Vorliegen des Registerbandes vollumfänglich bewußt werden. Aus diesem Grund ist die folgende Besprechung als ein Versuch anzusehen, einen kurzen Überblick über die hier zusammengefaßten Rechtsquellen zu vermitteln sowie der systematischen Analyse der umfangreichen Dokumente eine erste Einschätzung ihrer kulturgeschichtlichen Tragweite vorzuschicken.

Der erste, das Oberengadin umfassende Band, beginnt mit dem «Fünfsieglerbrief» des Jahres 1462, allerdings in einer rätoromanischen Fassung des 17. Jahrhunderts. (Das lateinische Original ist bis heute unauffindbar). Es handelt sich um eines der wichtigsten verfassungsgeschichtlichen Dokumente der Zeit: was hier «besiegelt» wurde, war die Einheit des Oberengadins als Gerichtsgemeinde in Kriminalangelegenheiten und die weitgehende zivilgerichtliche Unabhängigkeit der beiden Gebiete «Sur e Suot Funtauna Merla». Das Dokument läßt auf harte Auseinandersetzungen zwischen den führenden Vertretern der Hauptorte Samedan und Zuoz um die Autonomie in Gerichtssachen schließen. Geregelt wird hier ebenfalls das Prozedere bei der Wahl der Amtsträger sowie Fragen gemeinsamer Nutzungsrechte.

Es folgen dann in chronologischer Anordnung drei lateinische Gesetzestexte, nämlich ein Zivilstatut von 1544, eines von 1563 sowie ein Kriminalstatut von 1573. Von den lateinischen Fassungen der Zivilstatute gab es eine Anzahl nichtoffizieller ladinischer Übersetzungen. Schorta bringt eine solche aus dem Jahr 1605, die vermutlich auf der lateinischen Redaktion von 1563 beruht. Durch diese Gegenüberstellung ergibt sich eine einzigartige Möglichkeit, die Entwicklung des oberengadinischen Idioms zu einer differenzierten Rechtssprache zu verfolgen. Obwohl es zu dieser Zeit schon eine ganze Reihe rechtsgültiger rätoromanischer Dorfordnungen gab, hielten sich die Gerichtsgemeinden noch an die lateinische Sprache, wenn Recht festgeschrieben werden sollte. Erst im Jahr 1664 beschloß die große Landsgemeinde, daß künftig «zum Vorteil aller» die Gerichtsstatuten in rätoromanischer Sprache abzufassen seien. Eine Redaktionskommission wurde eingesetzt, und so entstanden im Jahre 1665 rechtsgültige rätoromanische Kriminal- und Zivilstatuten, die Schorta – diesmal zum Vorteil aller Nichträtoromanen – mit synoptischer deutscher Übersetzung publiziert.

Im Unterengadin deckten sich die Bezirke der Zivil- und der Kriminalgerichtsbarkeit nicht. Das Tal teilte sich schon seit dem ausgehenden Mittelalter in drei Bezirke, die sich zu «ordentlichen Gerichten» für Zivilsachen entwickelten, für Strafsachen nur, soweit diese nicht Leib und Leben betrafen. Die höhere Kriminalgerichtsbarkeit unterstand dem Gericht in Naudersberg, und das Unterengadin bildete ursprünglich einen, später zwei getrennte Amtsbezirke der jenseits der Grenzen lokalisierten Gerichtshoheit. Dies spiegelt sich getreu in den im zweiten Band publizierten Rechtsquellen, der mit vier verschiedenen Statuten des Zivilgerichts Sur Tasna beginnt. Es handelt sich um ein lateinisches Fragment von 1567, eine deutsche Fassung des Jahres 1618 und zwei rätoromanische Versionen aus den Jahren 1628 und 1752. Vom Gericht Suot Tasna ist ein Statut des Jahres 1665 abgedruckt, das freilich die Entwicklung der Rechtslage bis 1604 zurückverfolgen läßt. Der dritte Gerichtsbezirk Ramosch ist mit drei Statuten vertreten, einer rätoromanischen Version des Jahres 1672, einer zweiten rätoromanischen Version, die die Rechtsentwicklung zwischen 1694 und 1771 Schritt um Schritt verfolgen läßt, und einer wiederum synoptisch abgedruckten deutschen Fassung desselben Dokuments, die um ca. 1800 entstanden sein dürfte. Es folgen dann zwei rätoromanische Kriminalgerichtsstatute der Bezirke Sur Muntfallun und Suot Muntfallun aus den Jahren 1653 und 1654. Im Anhang finden sich verschiedene deutsch- und romanischsprachige Statuten und Verträge zur Kriminalgerichtsbarkeit aus der Zeit von 1446–1519, die ein besonderes Licht auf Besitzverhältnisse und Einflußsphären im damaligen Unterengadin werfen.

Der dritte Band schließlich, das Münstertal betreffend, macht insofern eine Ausnahme, als hier nicht nur Statuten der Gerichtsgemeinde, sondern auch Dorfordnungen aufgenommen sind. Am Beginn steht eine deutschsprachige Fassung der Münstertaler Zivil- und Kriminalstatuten aus dem Jahr 1427, die offenbar das älteste erhaltene derartige Dokument ganz Graubündens darstellt. Es folgen weitere Versionen aus den Jahren 1592 (deutsch), 1650 und 1683 (beide rätoromanisch). Im Jahr 1706 vollzog sich aufgrund anhaltender konfessioneller Reibereien zwischen den protestantischen Teilen und dem katholischen Müstair eine Aufspaltung des Tales in getrennte Amtsgerichtssprengel (Terzale). Das hier abgedruckte Statut mit den «ledschas criminalas, matrimonialas e civilas» von 1707 galt entsprechend nur für die beiden protestantischen Terzale Sta. Maria und Terzal Daint. Bei den Dorfordnungen, die hier Aufnahme fanden, handelt es sich um Dokumente der Jahre 1629 bis 1882, welche die Ortsgemeinde Müstair, Sta. Maria, Cierf und Terzal Daint betreffen. Darunter finden sich auch Verordnungen über Sonderfragen wie Alprechte und Wasserrechte.

Die minutiöse systematische Sichtung und Gewichtung der auftreibbaren Dokumente verbindet sich bei Schorta mit staunenerregendem Finderglück. Die textgeschichtlichen Einführungen belegen den geradezu kriminalistischen Spürsinn des Herausgebers, zu den inter-

essantesten Fassungen zu gelangen. Nur eine jahrzehntelange Übung im Suchen und Sammeln läßt allmählich ein derartiges Werk entstehen. Es ist aber gewiß auch als ein besonderes Glück zu betrachten, daß Schorta in Peter Liver den rechtsgeschichtlichen Experten des bündnerischen Raumes als Mitarbeiter gewinnen konnte. Seine drei Einleitungen sind gesamthaft betrachtet wohl die beste Wegweisung, um mit den vertrackten Herrschaftsverhältnissen im Gotteshausbund vertraut zu werden. Der Nichtjurist käme dem in den Statuten gemeinten Sachverhalt ohne die Hilfe des Rechtshistorikers oft nicht auf die Spur. Es läßt sich leicht an der Gegenüberstellung der rätoromanischen Texte mit den deutschen Übersetzungen ein Eindruck gewinnen, wie sehr sich die Rechtssprache von der Umgangssprache unterscheiden kann. So ist den beiden Verantwortlichen zu bescheinigen, daß ihre Ausgabe der Rechtsquellen des Gotteshausbundes – beinahe ein Jahrhundert nach der Rechtsquellenedition von Wagner-Salis – sowohl in sprach- wie in rechtshistorischer Sicht neue Maßstäbe setzt und für künftige Forschergenerationen zur Herausforderung wird, in der analytischen Auswertung dieser editorischen Leistung gerecht zu werden.

Es dürften verständlicherweise zunächst die Sprachwissenschaftler und die Rechtswissenschaftler sein, die an den hier veröffentlichten Materialien ihre traditionellen und ihre heutigen Fragestellungen erproben werden. Es sei auch daran erinnert, welcher Reichtum konkreten Sprachmaterials sich hier anbietet, um jenes Vakuum zu füllen, in welchem heutige Übertragungen von deutschsprachigen Gesetzestexten ins Rätoromanische in der Regel stattfinden. Doch auch die Volkskundler und Kulturhistoriker sind durch die hier publizierten Texte neu herausgefordert. J. A. v. Sprecher hat in seiner *Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert* im Kapitel über *Justiz und Polizei* ein recht düsteres Bild damaliger Rechtsverhältnisse gezeichnet. v. Sprecher, Literat und liberaler Historiker zugleich, kannte offenbar eine ganze Reihe ungedruckter Gerichtsstatuten und hatte als aufgeklärter Mann begreiflicherweise ein scharfes Auge für Inkonsistenzen und Willkür, die diese Texte häufig erkennen lassen. Ihm lag es daran, auf die unterschiedliche Härte der Gesetze hinzuweisen, je nach dem Gewicht, welches die damalige Gesellschaft einem bestimmten Verbrechen gab. Er fragte nach der Sachkompetenz der Laienrichter und nach dem häufig bedenklichen Abstand zwischen der Intention eines Gesetzes und dessen Anwendung in der Praxis. Auch die «Kostenscheu» der Justiz, die zu summarischen und raschen Verfahren führte, fiel ihm ins Auge. v. Sprecher beurteilte freilich die Kriminalstatuten von damals nicht als isolierte Objekte, sondern setzte sie in Beziehung zu anderen historischen Quellen, über die er verfügte. So mag seine Charakteristik damaliger Rechtszustände sich schließlich doch als im Großen und Ganzen korrekt erweisen, obwohl wir heute aufgrund der erschlossenen Quellen ein in manchem zutreffenderes Bild der damaligen Zeit entwerfen können. Was aber ist es, das uns Heutige in kulturanalytischer Intention die Aufmerksamkeit diesen historischen Dokumenten zuwenden läßt? Welches sind die spezifischen Fragen unserer aktuellen Neugier, die uns in diesen Satzungen eine Antwort suchen läßt? Dies kann hier gewiß eher angedeutet als voll umschrieben werden, sei aber am Beispiel der oberengadinischen Statuten von 1665 wenigstens stichwortartig versucht.

Es dürfte unumstritten sein, daß Rechtsquellen hochgeeignete Materialien sind, um die Interaktionsregeln einer bestimmten Gesellschaft zu verstehen. Die Rechtsnorm stellt die kodifizierte Stufe einer allgemeinen Erwartung dar, die von der Gewohnheit ausgehend über Brauch, Sitte und Konvention schließlich zu einer obligatorischen Verhaltensform führt, deren Verletzung mit umschriebenen Sanktionen geahndet wird. Man könnte also meinen, die als allgemeingültiges Gesetz verankerte Norm bilde die aufgeklärteste Form jenes Bewußtseins, das sowohl die Rechte des Einzelnen schützen als Schaden von der Gemeinschaft abwenden möchte. Entsprechend könnte man glauben, daß gerade jene Werte, die eine bestimmte Gesellschaft durch Gesetze verteidigen zu müssen glaubt, als Indizien ihrer «sozialen

Qualität» gelten können. Allerdings relativiert sich die Aussagekraft von Gesetzestexten wiederum, wenn man bedenkt, daß auch die Legiferierung nicht in einem neutralen, sondern in einem von unterschiedlichen Interessen, ja Antagonismen geprägten Raum sich vollzieht. Die besondere Attraktion solcher Gesetzestexte für die Kulturanalyse besteht nun gerade in diesem Abstand zwischen der normativen Intention der Gesetze und ihrer konkreten historischen Gestalt. Dieser Abstand offenbart die sozialgeschichtliche Realität oft in aller Schärfe.

Die 53 Paragraphen des erwähnten Kriminalstatus von 1665 sind keine wohlgeordnete Abfolge von Rechtsbestimmungen, die ein Bedürfnis nach systematischer Erfassung möglicher Delikte erkennen ließen. Fast könnte man glauben, die Häufigkeit und die konkrete Abfolge der Untaten habe dem Gesetz seine Dringlichkeit und Schärfe vorgegeben. Immerhin ist es recht verwunderlich, welches Übermaß an logischer Unordnung, ja Konfusion die Repräsentanten der öffentlichen Ordnung im festgeschriebenen Recht zu tolerieren bereit waren. Warum die Vergehen der Sodomiter, Falschmünzer und Brandstifter als so vergleichbar angesehen wurden, daß gerade sie, wenn rechtsgültig überführt, «verbrannt und in Staub und Asche verwandelt» werden sollten, während die Landesverräter gevierteilt, Eltern- und Kindsmörder ertränkt und Mörder der gewöhnlichen Art zum Tod durch das Rad verurteilt wurden, dafür wird schwerlich eine höhere Logik eintreten können. Die vergleichende Rechtsgeschichte wird sicherlich aus den «peinlichen Halsgerichtsordnungen» der Zeit Erklärungen für solche Entsprechungen finden. Aber nicht weniger erhellend für die teilweise recht abstrusen Einschätzungen von Vergehen dürfte die überall durchschimmernde Bereitschaft dieser Laiengerichte sein, sich nach Möglichkeit immer so zu verhalten, «sco d'temp velg ais sto»: wie es seit alter Zeit gewesen ist. Wenn man überzeugt ist, daß Rechtsfortschritte zu den wichtigsten zivilisatorischen Errungenschaften gehören, wird man große Aufmerksamkeit darauf verwenden, in diesen Dokumenten nach Zweifeln bezüglich der Anwendung der Tortur oder in der Beurteilung des Hexenwesens Ausschau zu halten. Man wird die Qualität säuberlich notierter nachträglicher Präzisierungen von Gesetzen gewichten und dabei erstaunt feststellen, daß es sich meistens um Regelungen handelt, die Folgekosten betreffen, und daß die Gerichtsgemeinde geradezu professionell sich darauf versteht, für den Schaden nicht aufkommen zu müssen, den einheimisches und hergelaufenes Gesindel verursacht. Aus der Art und Rigorosität der Strafen läßt sich ein recht gutes Bild gewinnen, was man als menschliches Vergehen mit Bagatellsanktionen hinnahm und wo der Übereifer im Bestrafen sich meldete. Es lassen sich aber aus den gesetzlichen Vorschriften auch Schlüsse darüber ziehen, was in der betreffenden Gesellschaft als besonders gefährdend betrachtet wurde, wo die Geste und der Versuch an Schändlichkeit der ausgeübten Tat beinahe gleichkam.

Freilich ist Vorsicht geboten mit weitreichenden Interpretationen. Wenn im Gesetz häufig darauf verwiesen wird, daß die «qualitaed dalla parsuna» bei der Festsetzung des Strafmaßes zu berücksichtigen sei, wird man nicht mit modernem Rechtsempfinden die Frage nach der Gleichheit aller vor dem Gesetz angehen können. Für den Sozialhistoriker öffnet sich hier aber in der Tat ein weites Untersuchungsfeld, das sich freilich nicht nur auf das kodifizierte Recht, sondern ebenso sehr auf vorrechtliche Bereiche erstrecken müssen. Nur durch solche Exkurse in die Lebenswirklichkeit wird man vielleicht eine Antwort darauf bekommen, ob beispielsweise folgendes Gesetz, das die Bedingungen regelt, unter denen Personen aufgrund eines Hexereiverdachts gefangenommen werden können, zumindest eine historische Verstehbarkeit aufweist: «Überdies soll auch eine Person von schlechtem Betragen, von üblem Ruf und Leumund auf Anzeige von zwei Personen ebenfalls festgenommen werden können; ein anständige Person mit gutem Ruf und Leumund auf Anzeige durch drei Personen.» Es ist ebenfalls nicht leicht zu entscheiden, ob Bestimmungen über Solidarhaftung gewissenhaften Überlegungen über Mitläufertum und daraus sich ergebende Mitschuld entsprangen, oder aber ganz einfach dem Wunsch, bei gegebener Notwendigkeit nicht die All-

gemeinheit, sondern wenn immer möglich Privatpersonen zur Kasse zu bitten. Und wer vermag zu beurteilen, ob sogenannte «salvatorische Klauseln», nach denen Partikularrecht vor allgemein geltendem Recht Vorrang hatte, im Einzelfall sich eher zu Gunsten oder zum Schaden des Angeklagten auszuwirken vermochten? Diese Kriminalstatuten geben ebenso viele Rätsel über jene Gesellschaft auf, deren Wohl sie zu schützen und zu wahren vorgeben. Gerade dadurch gehören sie heute für breite historische Forschungsrichtungen zu den anregendsten Materialien.

Vergleichbares gilt für die Ehestatuten und die Zivilstatuten. Letztere sind besonders beredete Zeugen darüber, was eine Gesellschaft schwarz auf weiß geklärt und unverrückbar geltend sehen möchte. Hier ist all das faßbar, was in einer Gerichtsgemeinde Anlaß zu Zwist und Streit oder auch nur zu intensiver Diskussion werden konnte. Verhaltensregeln für Amtspersonen wie Schiedsrichter, Eicher, Marcher, Notare, Pfarrer und Ärzte stehen hier neben Präventivmaßnahmen, um Wirte, Krämer, Viehkäufer, Geldleiher und die unfugtreibende Jugend vor dem Konflikt mit dem Gericht zu bewahren. Interessante Informationen sind über die verschiedenen Berufsgruppen in der Gemeinde zu gewinnen, über Kontakte mit Fremden, über Zölle und Abgaben. Sehr großen Raum nehmen die Vermögensregelungen ein, das Erbschaftswesen, das Armen- und Waisenwesen, was gepfändet werden, was als Bürgschaft gelten kann. Wie die Gemeinden sich vor Amtsmißbrauch zu schützen suchten, belegen zahlreiche Besoldungsregelungen für Amtsträger, vorgeschriebene Fristen für die Prozeßführung und ähnliche Bestimmungen, die eine empfindliche Sensibilität für ungebührliche Vorteile von Amtspersonen durchschimmern lassen. Freilich, auch hier deutet nicht jede Bestimmung unmittelbar auf ein für die Gemeinschaft vitales Problem. Auch Sitten, Bräuche und Gewohnheiten werden durch die Rechtshüter beurteilt und verurteilt. Dabei konnte sich der Ordnungswille schon damals leicht übernehmen: «Das absurde Tun, der unsinnige Brauch, auf dem Grabhügel zu weinen, wird abgeschafft.» Man wollte offenbar ohne demonstrative Trauer auskommen.

Diese Hinweise mögen genügen, um die große Attraktivität des hier veröffentlichten Materials für weite Bereiche der Kulturforschung anzudeuten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man über diese Texte zu vielen der Rechtssphäre vorgelagerten Lebenszusammenhängen einen Zugang findet, der uns ohne diese Dokumente verschlossen bliebe. Dabei wird man immer im Auge behalten müssen, daß sich nur ein kleiner Teil des Lebens «de iure» abspielte, ein weit größerer «de amicali», und der allergrößte wohl in jener zwischenmenschlichen Natürlichkeit, die weder aktenkundig zu werden brauchte noch sonst in irgendeiner Weise memorabel war.

Iso Camartin

★

ROGER PENSON, *Literary Technique in the Chanson de Roland*, Genève (Droz) 1982, 213 p. (*Histoire des idées et critique littéraire*, 203).

La *variation* dans la *répétition* constituerait le principal des moyens d'expression du poète, dans le décasyllabe comme dans les ensembles plus vastes des différents épisodes de la chanson; le sens du poème, plus affirmatif qu'analytique, s'accorderait profondément à ce moyen. Telle est l'idée directrice défendue par M. Roger Pensom dans cette thèse de doctorat, préparée sous la direction du professeur John Fox à l'Université d'Exeter. Elle place l'étude à un niveau plus élevé et plus général que ne le donne à penser son titre. L'auteur n'y recherche rien moins que l'âme du chef d'œuvre, un principe d'art qui permette de le saisir entier mais condensé dans sa profonde unité formelle et sémantique. La recherche, ambitieuse et séduisante, a certainement trouvé chez M. Pensom l'intelligence nécessaire; preuve en soient les développements pénétrants et stimulants qu'il multiplie. A-t-elle bénéficié aussi des qualités

plus simples d'une observation exacte du texte, elle mérite que l'on se pose la question, car l'élévation du sujet réclame des fondements solides.

La première partie du travail est consacrée à l'analyse accentuelle du décasyllabe épique tel que l'a pratiqué l'auteur du *Roland*. M. Pensom veut que les deux accents incontestables de ce vers, à la césure et à l'assonance, qui en constituent l'élément fixe et *répétitif*, soient accompagnés d'accents mobiles, intérieurs aux hémistiches, qui en constitueraient l'élément *variable*. Les accents du texte, disons verbaux, pourraient coïncider avec les accents musicaux de la mélodie, car celle-ci, *répétée* certes de vers en vers, admettrait cependant des *variations* de mode accentuel. Cette idée, contraire à l'opinion la plus répandue et la plus généralement acceptée suivant laquelle le décasyllabe épique n'est régulièrement accentué qu'à la césure et à l'assonance, se heurte notamment à la difficulté de l'accentuation des monosyllabes atones. Les subtiles déductions qui permettent à M. Pensom de surmonter l'obstacle devraient être moins ingénieuses et plus fortes pour imposer la conviction que tout premier hémistiche commence sur un rythme soit iambique soit dactylique. Comment croire, par exemple, que des débuts de vers comme *E li Franceis*, *E la cervelle*, *En tel bataille*, *E sis cumpainz* sont accentués sur leur seconde syllabe, ou que des seconds hémistiches comme *en la plus halte tur*, *ki ad la barbe blanche* portent un accent sur leur première syllabe, tandis que *que ne la freindrat mie* serait accentué sur la seconde? Les monosyllabes en cause ne peuvent porter ni accent de mot ni accent de phrase, ce qui, d'ailleurs, ne les empêchait sans doute pas de soutenir parfois l'accent musical. A mon sens, les arguments de M. Pensom ne suffisent pas à établir la validité de ses règles et modèles prosodiques.

L'analyse sémantico-formelle des épisodes de la chanson souffre à mon avis du même défaut, c'est-à-dire d'une interprétation tendancieuse et forcée des données. Prenons pour échantillon le chapitre I de cette seconde partie, intitulé *The Treason*. Le discours de Blancandrin au conseil de Marsile comporterait la *variation* de deux parties bien différentes, distribuées entre les laisses 3 et 4. Dans la première, Blancandrin serait paradoxal; quand il propose tranquillement, en un futur de certitude, de combler l'ennemi de présents, ses auditeurs doivent penser qu'il perd la tête; quand il opine que Charlemagne, après sept ans de campagne en Espagne, devrait bien regagner la France, il les rassure peut-être, mais que doivent-ils croire quand il suggère que Marsile devienne le vassal chrétien de l'empereur? Tout cela repose en fait sur une erreur d'interprétation: du v. 30 au v. 39, il s'agit clairement, non pas de ce que pense Blancandrin, mais de la teneur du message qu'il propose d'adresser à Charlemagne. Le schème formel est celui du message conseillé ou suggéré, variété du message confié à un messenger (avec des différences de personnes verbales auxquelles je ne m'arrête pas), c'est-à-dire d'un discours par personne interposée. Tel qu'il sous-tend la proposition de Blancandrin et qu'il réapparaît aussitôt à la laisse 6, quand Marsile confie le message à ses ambassadeurs, il comporte les deux éléments caractéristiques suivants: une phrase à verbe de dire constituant le messenger (ici, Marsile) en locuteur futur du message (*Mandez Carlun* 28, *Si me direz* 81, cf. aussi *Marsiliun de meie part nunciez* 2674); puis, en second lieu, et sans qu'il soit besoin ni d'un nouveau verbe de dire ni d'un signe marquant la continuation du discours, la teneur même du message, au futur puisqu'il concerne un projet (*Vos li durrez* 30, *Einz ne verrat* 83, cf. aussi *Mult grant bataille i ert* 2676). *Vos li durrez*, au v. 30, n'exprime donc pas la confiance naïve de Blancandrin («the bold use of the future tense»), mais signifie: «Vous lui direz que vous allez lui donner». Les auditeurs le comprennent d'emblée, car le schème syntaxique est pour eux clair; la perte des otages ne peut d'ailleurs être envisagée, comme elle l'est dès le v. 43, que dans l'hypothèse d'un message fallacieux. Il me paraît ainsi hors de propos de voir dans le Blancandrin de la laisse suivante (laisse 4) un rhéteur jetant enfin son masque pour divulguer la réalité du message: il n'en a nullement voilé le sens; il est vrai qu'il en développe le dessin, mais il le fait dans la ligne de la laisse précédente.

L'image de la joie des Francs victorieux, telle que le poète la dessine à la laisse 8, serait teintée d'ironie; elle porterait même la marque d'une fêlure, d'un désaccord des vainqueurs avec leur idéal, puisque la richesse du butin y a le pas sur la conversion des payens, qui est pourtant le but avoué et la justification de la guerre. Mais c'est à nouveau forcer le texte. Si la mention du butin précède dans le texte celle de la conversion, elle y est tout naturellement amenée par la prise et la destruction de Cordres. Et qui nous dit, d'autre part, que la propagation du christianisme soit le dernier dessein de Charlemagne en Espagne? Ce but ne figure ni dans la laisse 1 ni surtout dans la laisse 55, où Charlemagne considère la guerre comme achevée, et Naimes ne le rappellera pas non plus quand il conseillera d'accepter l'offre de Marsile (laisse 16); ici comme là, les cités prises et détruites signifient seules la victoire. J'hésiterais donc beaucoup à fonder sur la lettre de la laisse 8 des remarques aussi graves et générales que la suivante: «Meaning for the poet is a relation between at least two *signifiés*, not a simple act of denotation. [...] In this instance the general-to-particular form that shapes the content of the laisse is defined by, and takes its meaning from the ironic context of the pagan deception» (p. 79–80).

Blancandrin prononcerait son message (laisse 9–10) devant une armée franque en réalité divisée, lasse, manquant d'argent et minée par l'ennui du pays. Divisée? Ne venons-nous pas de voir, à la laisse 8, l'appât du gain l'emporter, chez certains [voilà qui est nouveau!], sur le prosélytisme? Lasse et nostalgique? N'y a-t-il pas sept ans que les Francs sont en campagne, bien loin de leur patrie? Démunie? Pourquoi penser sans cela, avec Blancandrin, que les cinquante chars chargés d'or et d'argent aideront Charlemagne à payer la solde de ses troupes? Blancandrin exploiterait donc ces faiblesses. Aux Francs qui se sentiraient coupables de préférer le butin au zèle religieux, il ne va pas parler d'abord des présents: ce serait les forcer à les refuser par vergogne. Il place donc la conversion de Marsile au début de son discours (v. 126), alors qu'elle ne figurait qu'en second rang dans la première proposition (v. 38); telle serait la *variation* qui, dans la *répétition* de la teneur du message, en doublerait la signification littérale par celle qu'il tient du contexte, c'est-à-dire, ici, des dispositions de l'armée franque. Mais ces dispositions, c'est M. Pensom qui les imagine, en marge, au-delà du texte, avec une liberté qui compromet sa conclusion (dont on regrettera, en outre, la prétention): «It is part of the legacy of *Roland* criticism that the expressive power of the poem's language is undervalued, and hence the richness and subtlety of the poem's meaning [...] It is my thesis that the meaning of the poem can only be derived from a consideration of the syntagmatic relation between micro- and macro-contexts in which denotational and paradigmatic relations play a secondary part» (p. 82–83).

Il faut être juste, cependant, et reconnaître que l'intelligence indéniable de M. Pensom enrichit parfois notre réflexion. Par exemple, sur l'évolution du personnage de Roland. Possédé d'abord absolument par les valeurs transcendantes du service de l'empereur (M. Pensom parle du service de l'Etat, ce qui me paraît anachronique), et refoulant dans l'inconscient le relativisme individuel, Roland en arriverait par la suite à la reconnaissance des deux réalités, puis, finalement, à cette maturité que donne la résolution harmonieuse de leur conflit. Cette interprétation intéresse plus particulièrement les moments du texte suivants. Lors de sa désignation comme chef de l'arrière-garde, Roland éprouverait deux réactions réelles mais contradictoires: celle du serviteur de l'empereur dans la laisse 59 et celle de membre du même clan que Ganelon dans la laisse 60. Quand il interdit à Olivier de soupçonner Ganelon, v. 1026–1027, Roland réagirait en individu membre du clan de Ganelon, mais quand, plus tard, v. 1145–1148, il reconnaît la trahison, le niveau individuel refoulé ferait surface dans sa conscience; Roland admettrait là la vérité, et le procès de résolution du conflit serait amorcé. Dans la seconde scène du cor, les deux réalités seraient encore sources d'angoisse et de doute, tandis que la fameuse laisse 139 (Bédier 140) le montrerait délivré du

conflit et parvenu à l'équilibre harmonieux des deux contraires: il ne se repent pas, il accepte. Le véritable sujet de la chanson serait ainsi la confrontation entre les impératifs transcendants de l'idéal et les réalités immanentes, mise en scène dans l'expérience subjective d'un héros qui réussit à la résoudre progressivement. Même si l'on éprouve le besoin de réorienter les conclusions de M. Pensom vers une signification plus historique et politique que psychanalytique (conformément à la déclaration de Tierri d'Anjou, v. 3827–3831), sa thèse nourrit notre connaissance de la chanson, assez riche et forte en elle-même pour donner lieu et «résister» à des réflexions diverses.

Jean Rychner



CHARMAINE LEE, *Les remaniements d'Auberée, étude et textes*, Napoli (Liguori Editore) 1983, 207 p. (*Romanica Neapolitana* 11).

On applaudira des deux mains à l'édition synoptique complète des sept rédactions qui composent la riche tradition manuscrite du fabliau d'*Auberée*. Charmaine Lee nous a donné de la sorte les données clairement disposées d'observations précises sur les conditions dans lesquelles la littérature médiévale de langue vulgaire nous est parvenue. Les six recueils les plus riches du genre fabliau sont ici représentés, avec, en plus, le ms fr. 1553 de la Bibl. nat. de Paris, et un petit fragment de la Bibliothèque de la Ville de Chartres, détruit en 1944.

Les matériaux mis ainsi à notre disposition paraissent tout à fait fiables; un sondage portant sur les 200 premiers vers dans les recueils A et D n'a révélé que quatre petites erreurs¹. Les sept textes sont «habillés», c'est-à-dire pourvus de signes diacritiques et de ponctuation; Mme Lee a préféré ce parti à celui que j'avais pris pour *Lanval* et le *Bouchier d'Abeville* de publier les textes en édition diplomatique et de les accompagner d'un essai de texte critique. Je regrette pour ma part sa décision, car elle présente l'inconvénient d'amalgamer des données objectives, valables pour toujours, à une interprétation subjective, nécessairement exposée à la critique². On remarquera d'ailleurs que la ponctuation d'un texte fautif peut aboutir

¹ Il faut lire *an* pour *en* D 56; *soit* pour *sont* D 146; *atise* pour *l'atise* A 52; *riens* pour *rien* A 159.

² Les observations qui suivent portent sur les vers 1–116. Quant aux *signes diacritiques*, l'éditeur n'a pas pourvu l'*e* final accentué de l'accent aigu, qu'elle avait annoncé p. 85, quand cet *e* est suivi de *s*; cf. *valles* (passim), *ases* 30aC, *james* 49CA, *lues* 32A, etc. *Lie*, pronom personnel accentué fém., ne porte pas non plus d'accent en 30C. – La diérèse du *-e* n'est pas marquée pour *femē* en 57D, et celle du *i* ne l'est jamais, cf. *marier* 41F, *fiancie* 68ACEJB, *otria* 62dJ. – La *ponctuation* prête à de nombreuses observations, comme c'est le cas habituel dans l'édition des anciens textes. A mon avis, la ponctuation devrait être supprimée: devant les propositions coordonnées en *et* ou *ne* (20C, 34 DCAEJ, 73EF, 96CAF, 113J) et en *et si* (12AJ, 18J); devant et après les propositions relatives déterminatives (7, 62aJB, 63–64DACFE, 88CEB, 114DACFEB; 66B); devant les propositions consécutives annoncées (3FB). En revanche, une virgule devrait être ajoutée après un vocatif (36AE), devant une proposition en *si* (102 DCAFB) et devant les propositions relatives prédicatives (51DAJ). Un point ou un point-virgule sont nécessaires devant une nouvelle phrase (30E, 100J, 109), tandis qu'une virgule suffirait devant une conjonction de coordination suivie d'un verbe de même sujet non exprimé (72ACE, 75DACEB). – La grammaire ou le sens sont engagés plus profondément dans les cas suivants: le point-virgule à la fin de 8B fait du vers suivant une apposition prédicative très peu probable à cette époque; le point à la fin de 50D ne correspond pas à l'organisation du texte dans ce ms., qui me semble faire de *li vallez*, et non de son père, le sujet de *si nel vait*: le fils n'est pas d'accord avec le refus de son père, d'où l'explication en *quar* du vers suivant; au v. 82, c'est l'*estanfort* qui est *taint* et non la robe, il faut donc supprimer la virgule à la fin de 82 et en mettre une en 83 après *graine*. – Quant à la *séparation des mots*, on se demandera si l'*entint* de 99C n'est pas l'*en tint* 'il s'en préoccupa fort'.

à l'absurde; il était, par ex., contradictoire et impossible de ponctuer les vers 3–5J tout en maintenant le vers 4. La seule solution est soit de ne pas toucher au texte des manuscrits, soit alors d'y toucher vraiment, en le corrigeant et en le ponctuant. Le corriger tantôt et tantôt conserver ses fautes, comme Mme Lee l'a fait, me paraît aussi une solution boiteuse à éviter³. A sa place donc, j'aurais utilisé le quart de page que me laissaient les sept textes pour un essai de texte critique, sur la base de D, plutôt que pour l'indication incomplète et inutile des fautes, étant bien entendu que les textes auraient été, alors, diplomatiques.

L'introduction de Mme Lee porte sur la tradition manuscrite, puis sur les «remaniements». L'étude de la tradition aboutit à un stemma à trois branches: ACF – D – BEJ. Personne ne s'étonnera que Mme Lee ait rencontré les difficultés inhérentes à une critique qui s'établit nécessairement sur des *innovations* le plus souvent acceptables plutôt que sur de véritables *fautes* communes. Je crois, cependant, qu'elle aurait pu s'engager plus profondément dans une discussion qualitative des leçons, où elle aurait tout de même tenté d'identifier les innovations par opposition aux leçons authentiques. Seules, en effet, les innovations communes sont aptes à fonder des groupes de manuscrits; il est choquant de voir, par ex., une leçon qui oppose ACF à BEJ figurer à la fois parmi les preuves de l'existence des deux groupes, puisqu'elle ne peut être preuve que de l'un ou de l'autre⁴. A défaut de quelques cas clairs d'innovation ou de faute commune, le danger de cercle menace: telle leçon commune sera à la fois la preuve et la conséquence de l'appareil⁵. En l'absence de discussion qualitative, les leçons citées comme preuves de l'indépendance de D (p. 30) ne sont que des variantes individuelles, possibles à l'intérieur de l'un des groupes. Mme Lee n'a notamment pas montré clairement, comme il s'imposait de le faire, que D, joint à l'un des deux groupes, doit, s'il est indépendant, lui donner raison. On comprend, certes, qu'elle ait été découragée par la masse des variantes aléatoires, mais devait-elle pour autant récuser le bon vieux critère de la *lectio difficilior* et de la diffraction, dont le texte offre de bons exemples, cf. v. 85 et 230 (au point de s'étonner que ce soient les verbes les plus marqués sémantiquement qui sont le plus souvent remplacés, p. 68)? Il reste tout de même curieux que les deux mots propres à A aux vers 46 et 514, *touser* et *souscot* (de *souchier* 'supposer'), que Mme Lee attribue à l'initiative de A, peut-être d'ailleurs avec raison, soient de beaucoup les plus rares et donnent une rime riche qui s'accorde avec l'usage de l'auteur ...

L'étude des «remaniements» pose d'abord la question de son titre et de celui de l'ouvrage: *Les remaniements d'Auberée*. Je suis d'accord avec Mme Lee pour reconnaître que l'attitude des copistes ne se distingue pas essentiellement selon qu'ils modifient modérément le texte ou

³ Toujours pour les v. 1–116: en 17FJ, le mot à la rime, *biauvisis*, *biavoisis*, a été ramené à la terminaison voulue: *Biauvisin*, *Biavoisin*; aux v. 24 et 25E, *Si* a été corrigé en *S'i<l>*, de façon d'ailleurs discutable; en 45E, *la* été corrigé en *<te>l*; en 63E, *gent*, à la rime avec *antente*, a été corrigé en *gent<e>*; et de même, en 69D, *espouse* en *espouse<e>* à la rime avec *agree*. – On ne comprend pas bien où s'arrêtent ces fautes corrigées puisque ne l'ont pas été: *a* et *au* pour *as* ou *aus* en 43E et 43C; *parloies* pour *paroles* en 47F, à la rime avec *paroles*; ou même des fautes comme les suivantes, qui n'ont pour ainsi dire rien de conjectural: *Com*, dont l'abréviation se confond facilement avec *S* majuscule, au lieu de *S* en 5J; *pere* au lieu de *peres* en 49E; *i* au lieu de *li* en 71E; *Tant que le s.* au lieu de *Tant le s.* en 73J; *eüst* au lieu de *n'eüst* en 81F. Ces fautes sont parfois signalées en note, mais non toujours, cf. par ex. l'hypométrie de 95J, due probablement à l'omission de *com*, et l'hypermétrie de 65E, où la graphie *ramanteu* note sans doute une prononciation en *-eü*.

⁴ C'est le cas pour le v. 163, p. 28–29.

⁵ Pourquoi *sovent*, au v. 398, est-il considéré comme une preuve du groupe BEJ face à *acole* DC, sinon parce que BEJ sont censés être groupés et D et C indépendants (mais contaminés!)? Et c'est pour une raison analogue que, de l'autre côté, ACF sont estimés avoir tort ensemble contre DE (malgré la contamination DE!).

qu'ils le transforment plus profondément, et je l'ai d'ailleurs dit moi-même⁶. Il reste, cependant, qu'il est commode et justifié de différencier dans la pratique et la terminologie les copies relativement peu atteintes par la tradition, des véritables remaniements, qui procèdent d'un travail plus marqué sur l'organisation du texte. A cet égard, seule la copie F d'*Auberée* mériterait, et encore! la qualification de «remaniement».

L'analyse des remaniements se heurte, comme on sait, à des difficultés préalables d'ordre épistémologique: il est difficile, voir impossible, de juger de l'unité et de l'origine des changements présentés par une copie, comme il l'est d'abord d'identifier la rédaction originale à partir de rédactions modifiées. Sur le premier point, Mme Lee nous avertit: «Toute tentative de caractériser les diverses rédactions sera approximative parce qu'elle aplatit la diachronie du texte et traite de façon unitaire ce qui est en réalité le produit final d'un travail collectif» (p. 39). J'aurais ajouté qu'une bonne connaissance des habitudes d'un copiste telles qu'elles se manifestent tout au long de son recueil peut aider parfois à faire le départ entre son apport personnel et ce qu'il doit à son modèle. Mais cette étude prend un temps infini et l'on comprend que Mme Lee ne s'y soit pas livrée. Elle aurait pu tout au moins mentionner cette direction de recherche plus explicitement que dans la note 13 de la p. 70, et rappeler peut-être les principales appréciations de ses prédécesseurs sur les caractères respectifs des grands recueils de fabliaux.

Sur le second point, c'est-à-dire la détermination de la rédaction originale, Mme Lee s'est gardée, dit-elle, de l'erreur que M. Varvaro m'a reprochée⁷, c'est-à-dire «de penser que la meilleure version est la plus proche de l'original» (p. 39). Mais cette erreur, si c'en est une, a la vie dure et réapparaît en fait sous différentes formes aux pages 48, 55 et 74. Parmi les critères objectifs qui permettraient du moins d'attester l'authenticité d'un épisode, on rectifiera celui qu'énonce Mme Lee à la p. 40: un épisode attesté par plusieurs copies n'appartient à l'original que si ces copies sont indépendantes les unes des autres.

L'étude des différentes versions d'*Auberée* porte successivement sur leur contenu (adjonctions et suppressions), leur vocabulaire et leur style. Sous ce dernier chef, ou sous un autre à ajouter, j'aurais personnellement souhaité que fussent évoqués, en plus de la versification et des figures de rhétorique traitées ici, certains points de technique narrative, comme, par ex., les types de discours. Mme Lee n'a pas remarqué, par ex., la fin en discours direct du discours de la jeune fille au vers 28 D, qu'elle traduit en 3ème personne dans la note aux vers 27–29 (p. 194) et qu'elle ne place pas entre guillemets.

Un glossaire aurait utilement regroupé les mots des différentes rédactions et parfois aidé à comprendre les textes, car les explications données en note ne sont pas toujours satisfaisantes et complètes⁸.

⁶ *Contribution à l'étude des fabliaux*, t. I, Neuchâtel – Genève 1960, p. 134.

⁷ *Studi francesi* 13–15 (1961), 110–114.

⁸ Par ex., les locutions *a porfil* 86, *traire a sa corde* 111, *faire dangier de* 306 n'y sont pas expliquées. – Je donne pour terminer une liste 1) de quelques fautes matérielles, et 2) de quelques erreurs. 1) A la fin de la n. 1 de la p. 9, lire *fin* et non *fine*; p. 40, dans le résumé des v. 7–21, biffer *une* devant *un pauvre*; p. 62, la leçon *porpensser* au v. 97 est celle de D et non de E; celle de B au v. 129 est *nombra* dans le texte, et non *nombre*; p. 85, ligne 3, ajouter *n'* devant *a été fait*; ligne 21, lire «cédille sous *c*» et non «sur»; p. 193, n. au v. 5, lire *trestot* et non *trestote*; p. 196, ligne 3, lire «en privé». – 2) P. 22, au bas, les formes *seüst* et *beüst* sont naturellement des subjonctifs imparfaits et non des passés simples; p. 29, au v. 398, je ne vois pas *souef* dans le texte imprimé de B mais *sovent*; pour les v. 547–548, lire «omis par EJ» et non «par EF»; p. 30, au bas, lire 459–460 au lieu de 458–459; p. 41, pour les v. 55–69, le résumé de l'adjonction de BJ ne correspond pas au contenu des v. 62a–d; p. 42, bas de la page, les observations au sujet de D et de E ne sont pas exactes, cf. D 227 et E 229; p. 66, la rime de C au v. 600 n'est pas *estanfort* mais *a grant tort*; p. 65, n. 11, C n'aurait pas remplacé *escot*

Ces quelques observations ne nous empêchent pas d'être reconnaissants à Mme Lee de nous avoir offert un échantillon précieux et bien lisible du travail des copistes médiévaux.

Jean Rychner



Chanter m'estuet. Songs of the Trouvères. Edited by SAMUEL N. ROSENBERG. Music edited by HANS TISCHLER, Bloomington (Indiana University Press) 1981, 560 p.

Voici une anthologie remarquable et vraiment représentative de la production, si variée, de la poésie lyrique française des XII^e et XIII^e siècles. Elle contient 217 textes, dont 86 anonymes, le reste d'auteurs connus, de Chrétien de Troyes à Rutebeuf. 151 pièces sont données avec leurs mélodies. On n'a qu'à se réjouir de cette collaboration entre le philologue Rosenberg et le musicologue Tischler. Chaque pièce est présentée d'une façon identique: en tête, les numéros des répertoires de Spanke-Raynaud, de Mölk-Wolfzettel et, si nécessaire, de Van den Boogaard, puis les sources manuscrites avec indication des manuscrits notés. L'édition de chaque texte est précédée de la transcription de la musique, si elle existe; suit un apparat qui contient une notice musicale, les variantes textuelles, l'indication des éditions, des remarques sur les traits dialectaux, et enfin des notes. La bibliographie est impeccable.

Le musicologue et le philologue n'ont pas travaillé de la même façon. A quelques exceptions près, Hans Tischler ne transcrit que la mélodie d'un seul manuscrit, même si (ce qui est d'ailleurs signalé) les sources nous ont conservé plusieurs mélodies différentes. Tischler, qui rejette la théorie du rythme musical libre ou «déclamatoire», offre une transcription rythmée, sur laquelle il s'explique dans la préface (p. xxvi): «With some flexibility and some musical sensitivity, metric-rhythmic transcriptions that parallel and support the meter and versification of the medieval singer-poets can and must be produced, if their songs are to be brought back to life». *Chanter m'estuet* donne ainsi des mélodies chantables qui, en effet, permettent de faire revivre le répertoire des trouvères. Le danger d'une telle transcription est évidemment qu'elle fige les mélodies, surtout pour les amateurs non musicologues. On aura de toute façon intérêt à se reporter au corpus des *Monumenta monodica medii aevi*¹, où l'on trouve la transcription non rythmée de toutes les mélodies des trouvères les plus représentatifs.

Tischler ne s'est malheureusement pas expliqué sur les critères qui ont déterminé le choix du manuscrit de base de ses transcriptions. Le philologue regrette de ne pas trouver une discussion des tentatives de typologie des sources musicales². Par voie indirecte, on pourrait

quand ce mot a le sens 'prix', mais il l'a remplacé au v. 600; p. 67, la rime *mantel*: *chastel* n'est probablement pas la même que *ostel*: *autel*, etc.; p. 194, dans la note aux v. 27–29, la rime en B n'est pas *joie*: *vorroie* mais *joie*: *ne voie*; p. 200, dans la note aux v. 659–661, il faut supprimer C dans la référence, car ces vers manquent à C; la traduction proposée, «Car une (femme) laisserait (le chemin de la vertu) si une autre femme le veut», ne correspond pas au texte, qui signifie clairement: 'telle femme quitte le bon chemin, qui resterait propre, pure et vertueuse si une autre femme ne la dévoyait pas'.

¹ H. VAN DER WERF, *Trouvères-Melodien I*, Kassel 1977 (Blondel de Nesle, Gautier de Dargies, Chastelain de Coucy, Conon de Béthune, Gace Brulé), et *Trouvères-Melodien II*, Kassel 1979 (Thibaut de Navarre, Moniot d'Arras, Moniot de Paris, Colin Muset, Audefrois le Bastard, Adam de la Halle) = *Monumenta monodica medii aevi*, t. XI et XII.

² Voir par exemple T. KARP, *The Trouvère MS Tradition*, dans *Twenty-Fifth Anniversary Festschrift*. The Department of Music Queens College of the City University of New York, éd. A. MELL, New York 1962, p. 25–52. L'essentiel de cet article a été repris dans *The New GROVE Dictionary of Music and Musicians*, éd. S. SADIE, London 1980, t. 19, s. *troubadours, trouvères*.

peut-être constater à quels manuscrits va la préférence du musicologue. Voici les résultats d'un premier sondage effectué sur les 16 pièces anonymes pour lesquelles la mélodie est conservée dans plus d'un seul manuscrit : parmi ces pièces, toutes transmises dans 2 à 4 manuscrits de la famille KNPX, la préférence va neuf fois à K, et deux fois à N ; dans les cinq cas où la mélodie n'est conservée que dans PX, la préférence est donnée trois fois à P, et deux fois à X. Les raisons de ce choix nous échappent. Quant aux 16 premières pièces attribuées à des trouvères, la préférence de l'éditeur va dix fois à M, deux fois éditée parallèlement à un autre manuscrit, à savoir K et N, mais dans trois cas où la mélodie se trouve, entre autres, aussi dans M, Tischler édite la mélodie d'après K (Châtelain de Couci, RS 40 *La douce voiz*) ou d'après O (Gace Brulé, RS 1006 *Biaus m'est estez*, et RS 1465 *Oez por quoi plaing*). Dans deux cas où la mélodie ne se trouve pas dans M, mais, entre autres, dans ON, la base musicale est une fois N (Gace Brulé, RS 1893 *A la douçor de la bele seson*), et une fois O (le roi Richard, RS 1891 *Ja nus hons pris*)³.

Si je dois laisser aux musicologues l'appréciation de la méthode suivie par Tischler, il me faut cependant dire que le philologue tirera un profit certain de la lecture attentive des transcriptions musicales. En effet, il importe de savoir si telle chanson courtoise, dont le schéma métrique et la disposition des rimes correspond à la structure classique, était chantée sur une mélodie de structure identique ou selon le type de l'*oda continua*. Parfois, aussi, seule la mélodie peut nous informer sur l'élision ou la non-élision, sur le nombre des syllabes, sur le type de versification, ou sur le début d'un refrain⁴.

Quant aux textes, Samuel N. Rosenberg ne s'est pas contenté de les réimprimer d'après des éditions antérieures. Tous les textes ont été réédités, ce qui leur donne souvent un habit neuf⁵. Le manuscrit de base est en principe celui qui a aussi fourni la base de la transcription musicale. L'inconvénient de ce procédé est que les textes d'un trouvère donné ne sont pas tous tirés du même manuscrit ; certaines graphies sont en outre parfois assez éloignées de la scripta que le poète en question a probablement utilisée. Certaines redites dans la section « traits dialectaux » des notices qui accompagnent chaque texte, sont évidemment inévitables, mais le procédé choisi par l'éditeur me paraît judicieux, puisque le lecteur trouve dans la notice tous les éléments qui se rapportent au texte qu'il vient de lire.

Parfois le principe de l'identité de la source musicale et textuelle n'est pas maintenu, mais les raisons de cette « infraction » sont en général plausibles. Exemples : RS 1156 *Quant ce vient en mai*, mss CU, pas de musique : édité d'après C. RS 1937 *L'on dit q'amors*, mss CU, musique dans U : édité d'après U. RS 1981 *Al renover de la flor*, mss CU, pas de musique : édité d'après U, probablement parce que le couplet 5 manque dans C.

L'éditeur affirme que le choix du manuscrit de base lui a été dicté par son « overall superiority ». Je ne le chicanerai pas sur ce point, l'apparat critique permettant à chaque lecteur de juger par lui-même. Les interventions de l'éditeur sont minimales ; pour les quelques cas de textes composites, on espère qu'ils seront acceptables « to a pragmatic mind ».

³ L'édition note à propos de cette chanson du roi Richard : « Three Provençal manuscripts have a second but related melody. » Ceci doit être une erreur, puisque la pièce se trouve dans les chansonniers provençaux PSf, qui ne sont pas notés.

⁴ Voir aussi H. TISCHLER, *Metrum und Rhythmus in französischer Dichtung und Musik des 13. Jahrhunderts*, *Archiv für Musikwissenschaft* 32 (1975), 72–80, et *Rhythm, Meter, and Melodic Organization in Medieval Songs*, *Studies in Medieval Culture* 8/9 (1976) 49–64.

⁵ On peut regretter que l'éditeur, tout en les signalant, n'ait pas tenu compte des versions provençalisées. Cela concerne quatre pièces : RS 2014 *Consillies moi, signor* ; Conon de Béthune, RS 1125 *Ahi, Amours* ; la « rotrouenge » RS 1891 du roi Richard, citée ci-dessus ; Thibaut de Blaison, RS 584 *Quant se resjoissent oisel*. Sur la version provençalisée de cette pièce, voir P. WUNDERLI, *Can se reconan auzeus...*, in : *Orbis mediaevalis, Mélanges R. R. Bezzola*, Berne 1978, p. 377–393.

Voici quelques notes de lecture.

Le principe de l'intervention minimale rend le lecteur souvent beaucoup plus sensible à certains problèmes. Ainsi la chanson de femme RS 59a = 983 *Ier matin me levai*, régularisée par Jeanroy, Gennrich, Bec et Mölk-Wolfzettel, est éditée telle qu'elle se présente dans l'unique manuscrit (sans musique), donc dans une forme anisosyllabique avec césure variable. Etant partisan de la théorie de l'anisosyllabisme dans la versification archaïque (ou archaïsante), je préfère le procédé de S. Rosenberg.

Un cas analogue se présente dans la chanson de toile RS 594 *En un vergier lez une fontenele*, où, au vers 2 *Dont clere est l'onde et blanche la gravele*, il faudrait, à la lecture, élider le -e de *onde* à la césure. La mélodie, cependant, répète la note à cet endroit. Il paraît donc que lors de l'exécution musicale, *onde* n'a pas été élidé⁶.

Pour les deux reverdies RS 318 *Volez vous que je vous chant* et RS 2006 *En avril au tens pascour*, où l'origine cléricale est sensible dans le texte, on regrette l'absence d'une analyse musicale. Dans l'*oda continua* de RS 318, la mélodie accentue *un son d'amors*, et dans RS 2006, où Mölk-Wolfzettel indiquent «freie Form», le schéma musical semble assez régulier. Comme le genre de la reverdie a été passablement discuté par les romanistes, on aurait souhaité entendre l'avis du musicologue.

Les décasyllabes de la pastourelle RS 1984 *En mai la rousee*⁷ seraient coupés, d'après J.-Cl. Rivière, 6+4 ou 5+5⁸, tandis que les éditeurs de *Chanter m'estuet* proposent les coupes 5+e+4 et 5+5. C'est que, dans la mélodie, la sixième note répète la cinquième, de sorte que la coupe métrique variable est beaucoup moins sensible lors de l'exécution musicale.

La pastourelle RS 607 *En une praele*, qui est la seule chanson de malmariée dans un cadre pastoral, a été éditée par J.-Cl. Rivière d'après le manuscrit U², qui lui a semblé plus complet et plus cohérent, mais qui n'a pas de musique⁹. Les éditeurs de *Chanter m'estuet* prennent pour base le manuscrit K, avec musique, et ne donnent dans leur texte critique que les quatre premiers couplets, les seuls qui soient métriquement corrects, et rejettent les autres couplets dans l'appendice. La mélodie apprend ici au philologue deux choses : 1) Le onzième vers des premiers quatre couplets compte cinq syllabes dans TU¹U² (il manque dans le troisième couplet; le couplet 4 mq. TU²), et six syllabes dans KNPX, ce qui fait, pour la rime et le mètre des vers 11-12 : 5d6d dans TU¹U², et 6d6d dans KNPX. Or la musique demande six syllabes. Ou avons-nous affaire à deux types, un avec mélodie et six syllabes, et un autre, sans mélodie, avec cinq syllabes ? On aurait de toute façon souhaité une note à propos de la mélodie du manuscrit T, qui, pour le texte, va avec U. – 2) La mélodie confirme l'hétérométrie du refrain du premier couplet. Pour le refrain des autres couplets, on ne peut faire que des conjectures, à l'exception du manuscrit T, qui donne aussi le refrain du deuxième couplet.

La chanson pieuse RS 1609 *L'autrier m'iere rendormiz*, conservée dans CV sans musique, est un contrafactum de RS 1559 *Quant li rossignol jolis*¹⁰, qui se trouve, entre autres, dans V avec la mélodie. *Chanter m'estuet* donne la musique d'après V.

Le rapport entre la métrique et la musique est aussi très intéressant dans la chanson satirique RS 615 *Quant li dous tens renovele*. Pour la métrique, les vers 8 et 9 sont de 7' et 3, 7 et 4

⁶ Dans la transcription de Gérard Le Vot, *onde* est élidé ! Voir M. ZINK, *Belle. Essai sur les chansons de toile, suivi d'une édition et d'une traduction. Transcriptions musicales de GÉRARD LE VOT*, Paris 1978, p. 85.

⁷ Rosenberg imprime *Enmi la rousee*, contre tous les manuscrits.

⁸ J.-C. RIVIÈRE, *Pastourelles*, II, Genève 1975, p. 113.

⁹ RIVIÈRE, *op. cit.*, p. 92-98.

¹⁰ Edité, en dernier lieu, par A. LEROND, *Chansons attribuées au Chastelain de Couci*, Paris 1964, p. 164.

ou 7' et 4 syllabes, mais il s'agit, sur le plan musical, d'une unité de 11 syllabes! A noter également le v. 5 *bone amor*: *bon' amor* pour la métrique, et *bone amor* pour la musique, ainsi que le v. 7 *pein'* et pour la métrique, et *peine et* pour la musique. Pour une régularisation (relative) du mètre à l'aide de la mélodie, je signalerai encore l'édition de RS 439a = 1979 *C'est en mai au mois d'esté que florist flor*, p. 154.

RS 919 *Oëz com je sui bestornez*: dans le manuscrit H, cet *unicum* est divisé en couplets de quatre, six, et huit vers. Comme la musique n'a pas été conservée, nous ne savons pas quelle était la véritable organisation strophique de cette *rotroange*, ce qui a donné lieu à toutes sortes de conjectures. *Chanter m'estuet* revient à l'idée de P. Meyer, et imprime la pièce en couplets de quatre vers, à l'exception du couplet 6, qui compte six vers. Je maintiendrais pour ma part la disposition du manuscrit, comme l'avait fait H. P. Dyggve¹¹. La discordance (ou *descort*?) formelle serait ainsi en accord avec le contenu de cette «chanson à contraste».

Comme les chansons attribuées sont plus facilement accessibles que les pièces anonymes, je serai plus bref à leur sujet. Je signale que RS 498 *Onques n'amai*, attribué à Richard de Fournival, est rangé parmi les pièces «douteuses» dans la récente édition du trouvère¹². Le *descort* RS 539 *La douce pensee* de Gautier de Dargies, pour lequel la dernière editrice renonce à une division en strophes¹³, est cependant bien structuré par la musique, comme le fait clairement voir l'édition de *Chanter m'estuet*. Pour RS 679 *A vous, amant* du Châtelain de Couci, les éditeurs prennent pour base le texte de M, mais ils proposent quelques interventions qu'A. Lerond n'a pas jugées nécessaires, surtout dans le troisième couplet. Ils estiment qu'au fond, l'introduction de ces variantes dans le texte critique ne s'impose pas, mais peut se justifier par le «high level of compositional art» de la célèbre chanson de croisade. Ils auraient pu ajouter que le troisième couplet ressemble ainsi à celui qu'on peut lire dans le *Roman du Chastelain du Couci* et dans la *Chastelaine de Vergi*.

On remarquera que, parfois, le «pragmatic mind» n'est pas impénétrable à des considérations d'ordre esthétique. J'en donnerai, pour terminer, un autre exemple, qui concerne une autre chanson de croisade, à savoir RS 1125 *Ahi! amours, com dure departie* de Conon de Béthune. Parfaitement informés sur le plan bibliographique, les éditeurs prennent ici plus de libertés qu'à l'accoutumée, dans l'espoir de pouvoir offrir un texte «peut-être plus proche de la version originale qu'aucun des manuscrits». Vieux rêve! Le résultat: l'ordre des strophes de l'édition ne se trouve dans aucun manuscrit. L'envoi, que ne transmet que le ms C, joue ici un rôle déterminant dans l'argumentation. Mais pourquoi se cramponner à l'idée d'une «auctorial version» sans discuter vraiment les sources? On aurait au moins dû envisager la possibilité de plusieurs versions, œuvre de l'auteur lui-même ou de tiers¹⁴. Les véritables envois sont rares chez Conon de Béthune¹⁵, et celui du ms. C réintègre la chanson de croisade dans la poésie amoureuse. Il n'est pas sûr du tout qu'on doive mettre ce véritable revirement

¹¹ H. P. DYGGVE, *Moniot d'Arras et Moniot de Paris*, Helsinki 1938, p. 170.

¹² Y. G. LEPAGE, *L'œuvre lyrique de Richard de Fournival*, Ottawa 1981.

¹³ A. M. RAUGEI, *Gautier de Dargies. Poesie*, Firenze 1981.

¹⁴ Dans l'introduction (p. xxiii) on souligne «a point worth remembering, namely, that the medieval musician might easily perform a piece differently at various times». Je suppose que «musician» désigne ici l'exécutant. Mais on ne peut pas exclure, a priori, que le trouvère lui-même produise plus d'une version d'une pièce, sinon au niveau de la mélodie, du moins au niveau du texte.

¹⁵ Sur les dix pièces attribuées à Conon, trois comportent un envoi: RS 629 *Chançon legiere*, envoi dans les trois manuscrits à Noblet; RS 1314 *Bien me deüsse targier*, conservé dans sept manuscrits, avec, dans U, un envoi de la longueur d'un couplet et, dans O, un envoi de quatre vers; enfin RS 1125, avec un envoi dans le seul ms C, les autres 12 mss (16, en comptant ceux de la tradition italienne, qui ne donnent que le début, trois couplets ou moins) n'ayant pas d'envoi.

sur le compte de Conon. Il y a, à l'intérieur de la poésie, au moins une variante qui oriente le sens vers une interprétation «amoureuse»:

Ainz naistront tuit en vie glorieuse;
Et sachiez bien: qui en fust amereus,
Mout fust la voie et bone et deliteuse¹⁶.

«Si on n'était pas amoureux, le voyage serait un plaisir»: est-ce un hasard si cette version est attribuée, dans KNPX, au Châtelain de Couci, le plus «amoureux» des trouvères? La leçon de MTR, en revanche, est plus «religieuse», plus proche de l'esprit de croisade:

Ainz naisteront en vie glorieuse;
Qui revendra mout sera eüreus:
A touz jours maiz en iert honors s'espeuse.

Cette leçon a visiblement été corrigée, et ceci en deux sens: d'un côté, loin de l'événement, la croisade, on réinsère la chanson dans la poésie amoureuse, et l'attribue même à celui dont le cœur sera mangé; de l'autre, on fait disparaître *espeuse*, forme du Nord et de l'Est, un de ces *mos d'Artois* qu'à la cour du roi de France, on avait reproché à Conon de Béthune (RS 1837). L'auteur se serait-il corrigé lui-même? Quoi qu'il en soit, les éditeurs de *Chanter m'estuet* ont eu tort de négliger la complexité de nos sources.

Dans l'ensemble, cependant, le bilan est largement positif. Faite autant pour le plaisir que pour l'étude, l'anthologie de Rosenberg et Tischler est une réussite. Plus philologique, et dans un sens plus ambitieuse aussi, que l'anthologie des troubadours de Martin de Riquer, elle offre enfin un large choix de la poésie des trouvères. Elle mérite de nombreux lecteurs¹⁷.

Marc-René Jung



Les sources du droit du canton de Neuchâtel. Les sources directes, par DOMINIQUE FAVARGER †.
Tome I, publié par MAURICE DE TRIBOLET, Aarau (Sauerländer) 1982, viii + 402 p.
(*Les sources du droit suisse, XXI^e partie*).

C'est Dominique Favarger qui a arrêté le plan de cet ouvrage et qui a recueilli, puis transcrit la plupart des textes publiés dans ce volume. De son vivant déjà, il fut aidé dans ce projet par son ami Maurice de Tribolet qui, après le décès de M. Favarger, a bien voulu mener à bonne fin l'entreprise commune.

¹⁶ C'est la fin du troisième couplet dans l'édition de *Chanter m'estuet*; ce couplet se trouve en troisième position dans KNPVX, en quatrième dans COx. Dans les éditions de Wallensköld 1921, Lerond 1964, Schöber 1976, etc., c'est le cinquième couplet, comme dans MTRa. Voir aussi H.-H. S. RÄKEL, *Drei Lieder zum dritten Kreuzzug*, DVj 47 (1973), 508–550: 512–520.

¹⁷ Signalons encore trois travaux, trop récents pour avoir pu être utilisés par les auteurs, si bien documentés sur le plan bibliographique: R. W. LINKER, *A Bibliography of Old French Lyrics*, University, Mississippi, Romance Monographs, Inc., Number 31, 1979 (Linker adopte le plan de Pillet-Carstens); G. ZAGANELLI, *Aimer soffrir joir*, Firenze 1982 (très attentif aux intertextualités, un aspect un peu négligé dans *Chanter m'estuet*, qui n'indique que rarement les contrafacta et les contraposita, et reste muet sur les troubadours); J. GRUBER, *Die Dialektik des Trobar. Untersuchungen zur Struktur und Entwicklung des occitanischen und französischen Minnesangs des 12. Jahrhunderts*, Tübingen 1983 (*Beih. ZRPh.* 194).

Chaque document publié est d'une part suivi de renseignements bibliographiques, qui nous en indiquent la nature (original, copie, vidimus), la date, les éditions préables (la majorité des textes ont été édités au paravant), ainsi que les mentions récentes. Les textes sont publiés par ordre chronologique: d'autre part, une table des catégories d'actes regroupe les matériaux d'après un système juridique. L'ouvrage est complété par deux index, celui des noms de lieux, et celui des termes juridiques, établis par Jeanne Gallone-Brack.

La documentation commence en 1214, les premiers documents étant rédigés en latin. Le français est utilisé pour la première fois en 1332; en revanche, à partir de cette date, presque tous les documents laïques sont écrits en français, le latin étant réservé aux documents de l'Eglise, du moins jusqu'à la Réformation.

L'édition respecte le texte original. Il aurait peut-être été utile de corriger le texte un peu plus souvent. P. ex.:

p. 57: Promettant pour ce nous le devant Johan d'Arberg, pour nous et pour nous hoirs et pour noz successeurs, par nostre bonne fois donnee leument az noz devant dit bourgeois et leurs hors, le chosse devant dites tenir, etc.

Il faudrait lire *le devant* <dit> Johan d'Arberg, peut-être aussi *le(s) chosse(s)*. – Au contraire,

p. 61: Et se tout les bars ('hommes') se en vont, tout ce qu'ilz lasseront rieres nous il nous sera acquis et confisquel,

On a envie de supprimer le premier *nous*. – De même, dans le texte suivant,

p. 62: Et nous devant deux aides, c'est assavoir quant nous marions la première de nos filles, chascun feu de trois livres bonnes. Et quant nous vienons noveze Signeur du lieu aussi de trois livres bonnes chascun feu a payé a la puissance de chascun feu lesdictes trois livres,

l'éditeur et le lecteur doivent choisir entre *de trois livres ... payé* et *a la puissance ... livres*.

Ce livre est propre à fortifier l'attachement des Neuchâtelois à leur canton¹, désir exprimé dans l'avant-propos du livre, et aussi à éveiller l'intérêt des spécialistes de l'histoire du droit, de l'histoire culturelle, et de la langue juridique. L'exemple suivant,

p. 87: (1440) Et cestuy present accord nous avons fait parmy quatre cents et quatre vingts florins d'or et vingt florins d'or qu'ilz ont donnez a nostre femme pour ses espingles,

donne *espingles* au sens de 'ce qu'on accorde à une femme quand on a fait quelque marché (ici: accord) avec son mari' et rappelle les termes qui ont survécu jusqu'à l'époque moderne, angl. *pin money*; allem. *Nadelgeld*, suéd. *nålpengar* 'somme non comptable donnée à une femme [mariée] pour ses dépenses personnelles'². Mais l'expression est plus ancienne que notre exemple: le terme afluand. *espingles madame* 'droit payé par les étrangers sur les marchandises achetées à la foire', également des environs de 1440 (*FEW* XII, p. 185b), présuppose l'existence du terme *espingles* au sens donné ci-dessus; à la rigueur, il peut s'agir d'une coutume consistant à donner de vrais épingles à la femme de celui avec qui l'on venait de conclure un accord.

La substitution de l'expression p. 52 (1352) *seugre la lance* par p. 83: (1412) *sugre la baniere* 'faire le service militaire, la *chavachie*'³, indique-t-elle que l'on a cessé d'attacher des

¹ Ils ont en effet des droits bien charmants: p. 80 (1403) nous apprenons qu'une *femme grosse errant* dans les vignes de Lignièrres, peut prendre des raisins, malgré la défense du garde des vignes *tant comme elle peult soubstenir sur sa main devant son pix pour elle et son enfant*.

² A une époque où les vêtements étaient confectionnés à domicile, la laine, le lin ou le cuir produits sur la place, les épingles étaient à peu près le seul article de détail qu'une dame bien habillée devait acheter.

³ Les éditeurs écrivent *chavachié*.

banières (gonfanons) à la lance, comme c'est le cas dans la *Chanson de Roland*, p. ex.⁴)? La substitution de (p. 72, vidimus 1400) *faie* par (p. 90, 1455) *breby* me semble un signe de l'influence linguistique de la région parisienne (cf. *FEW* III, p. 486 a s.).

Un des problèmes de la langue juridique est la création d'une impression de durée (permanente et irrévocable) alors que les verbes utilisés sont de nature ponctuelle. On peut avoir recours à un «entassement temporel», à une juxtaposition de deux temps différents du même verbe:

- p. 66: (1373) je leur ai donné et donne,
- p. 67: (ibid.) avons quictez et quictons,
- p. 74: (1400) avons promis et promettons,

de même lat.

- p. 118: (1478) fieri precepimus ac precipimus per presentes,

souvent renforcé par une reduplication synonymique:

- p. 64s.: (1373) je la dite Vrena ... ay donney, bailliez et outroiez, donne, baille et outroie...
- p. 68: (1378) dedimus et concessimus, damus et concedimus.

Le temps passé peut être exprimé par une formule de confession:

- p. 71: (1395) outroions, donons, ballions, concedons et nous avoir donné, outroier, ballié, concedis, confessons,
- p. 89: (1450) quictons et absolvons et nous havoir quictez et absoluz leyalment confessons, absoulz leyalment confessons,

ou une formule de confession peut s'ajouter à deux formes finies (présent et passé):

- p. 101: (1458) havons doné et donnons, havons baillier et baillions, havons outroyés et outroyons et nous havoir donné, baillier et outroyer liaulment confessons.

J'attribuerais à l'influence latine,

- p. ex. p. 68: (1378) omnes et singulas immunitates,
- p. 69: (ibid.) omnes et singulas personas,

les expressions distributives⁵ présentes dans les textes fr.:

- p. 54: (1356) pour nous et pour nostres hoirs et successours ensemble et deviseement...,
- p. 56: (1362) conjoentement et deviseement...,
- p. 57: (ibid.) singulierement ou conjuentement,
- p. 83: (1412) lez dittes nostres gens abergeant austremont Geneveis lour et chascun de lour⁶ ('eux et chacun d'eux') hont confessé estre nostre homes abergeant...,
- p. 97: (1450) Et pour ce que toutes et singulieres les choses dessus escriptes...

Observons que la syntaxe est celle exigée par *toutes*.

Enfin, la langue juridique produit des tours singuliers, et cela même sans influence étrangère: la répétition de *le dit* alourdit souvent l'exposé et induit un emploi adjectival du pron. poss., p. ex. dans

⁴ Ce qui n'a aucunement empêché l'emploi de lance comme arme d'attaque: cf. *ChR* 1224 *Oli-ver ...[L'escut li freint e l'osberc li derumpt, / El cors li met les pans del gunfanun / Pleine sa hanste l'abat mort des arçuns.*

⁵ Cf. suéd. *alla och envar*.

⁶ *FEW* IV, p. 551 a relève *lour* 'ils' de l'ancien dial. de Fribourg en 1431; de même *abourg* 'eux'.

p. 89: (1450) absolvons ... les dis nous habitans ... de ladicte refacion desdictes nouz faulce brayes⁷ pour la some desus dicte...

p. 145: (1522) iceulxdits nous debas⁷

pour produire un effet tout à fait rabelaisien dans la *Décrétale*... sur une nouvelle forme de prêter les serments (p. 170 [1537]: lorsque l'officier tient le bâton de justice contre le ciel),

le dit deposant sera tenu mettre les deux genoulx a terre, la teste nue, lever les doigts de la main droicte contre ledict ciel et ... ledit juge proferera audit depposant, etc...

Le texte nous permet aussi de reculer un peu la date de *garnement* 'mauvais sujet', que le *FEW* atteste à partir de Bonaventure de Périers († 1544). Le terme figure dans l'Ordonnance de Philippe de Hochberg sur la tenue et discipline des milices,

p. 123: (1495) Et si par adventure le garnement se treuve avoir traficqué ses privés armes aux Bourguignons, chastoyé sera ... et en oultre sera bouté valet de la compagnie.

Le même texte, au caractère très martial, utilise aussi les termes *pervers*, *paillard* et *mal advisé* des soldats dont la tenue donne lieu à des reproches.

Le terme *morillon* signifie un châtiment militaire dans cette ordonnance,

p. 123: Si en la rangée ... aulcun pervers renie Dieu ... le morillon recepvra tout sur le champ;

p. 124: debvra être incontinent chastoyé par morillon, cage ou teston.

Il peut s'agir d'un dérivé de *morsus*, cf. *FEW* VI/3 p. 147 a: *morillon* 'petit mors de cheval' – c'est-à-dire instrument qui discipline l'animal –; ou de *Maurus*. Villon utilise *morillon* dans un contexte qui permet plusieurs interprétations, cf. J. Dufournet, *RLaR* 86 (1982), 211, peut-être aussi la traduction du terme par 'châtiment'.

Leena Löfstedt



GERHARD ERNST, *Der Wortschatz der französischen Übersetzungen von Plutarchs «Vies parallèles» (1559–1694)*. Lexikologische Untersuchungen zur Herausbildung des français littéraire vom 16. zum 17. Jahrhundert. Tübingen (Niemeyer) 1977, 286 p. (*Beiheft ZRPh.* 175).

L'objet de cet ouvrage – dont le soussigné ne peut que s'excuser de rendre compte avec autant de retard – est l'évolution du vocabulaire littéraire français entre le milieu du XVI^e et la fin du XVII^e siècle. Le travail de G. E. se fonde essentiellement sur trois traductions de Plutarque: celles d'Amyot (1559), de François Tallemant (1663) et de Dacier (1694). Une quatrième version, celle de Méziriac, restée inachevée à la mort de l'auteur en 1638, n'a pas été publiée et son manuscrit est perdu, ce qui est particulièrement regrettable, car elle aurait pu représenter, entre le français de la Renaissance et celui de l'âge classique, un état de langue relativement mal connu.

G. E. se rend compte des avantages et des limites de son procédé. Celui-ci assure au corpus la plus grande cohérence possible, éliminant en bonne partie des différences de style et de niveau socio-culturel. Il existe pourtant des «facteurs de perturbation» qui empêchent d'interpréter en pure diachronie les divergences, de même que les ressemblances, entre les textes étudiés. Ainsi que le montre bien l'auteur, les traducteurs du XVII^e s. attestent à la fois leur dépendance à l'égard d'Amyot et leur volonté de s'en distancer, notamment par un effort vers la «clarté» et la «brièveté», opposées à la fidélité littérale et aux redondances de leur illustre

⁷ Il s'agit d'un ouvrage de défense bâti devant une porte ou un pont. – *FEW* VII, p. 195b, note 1, *les noz* figure encore chez Palsgrave, lequel adopte probablement l'usage du XV^e s.

prédécesseur. Des éléments stylistiques interviennent donc en quelque sorte subrepticement et il est indispensable d'en tenir compte dans la comparaison.

Ces réserves étant loyalement exposées par l'auteur dans la première partie de son livre, la partie centrale (p. 41–237) apporte les matériaux de l'étude. Elle consiste en quelque cent cinquante notices lexicales, classées par ordre alphabétique, dont chacune présente l'histoire d'un mot et de ses équivalents employés par Amyot et ses successeurs. Chaque notice commence par un ou plusieurs passages de Plutarque dans les différentes versions françaises (accompagnées ou non du texte original); suit un ample commentaire, citant dictionnaires, grammaires de l'époque et exemples tirés avant tout d'œuvres dramatiques du XVII^e siècle.

La conclusion (p. 238–266) confirme l'apparition, au XVII^e s., d'une norme lexicale qui vise à restreindre à la fois la synonymie et la polysémie par une réduction du nombre des mots et par des délimitations sémantiques rigoureuses. Ainsi, lorsque deux ou plusieurs mots sont quasi-synonymes, on n'en garde qu'un (*brûler* contre *ardre*; *armée* contre *exercite* et *ost*); lorsqu'ils ne se recouvrent que par une partie de leur sémantisme, on tend à les éloigner davantage l'un de l'autre (*abuser/tromper*; *acte/action*; *amateur/ami*). On sait la contribution décisive des grammairiens et des lexicographes à l'élaboration de cette norme; G. E. montre la part qu'y ont prise les écrivains, et notamment les traducteurs.

Les notices lexicales se distinguent par leur exactitude philologique et la finesse du commentaire qui les accompagne. On ne peut qu'apporter çà et là quelques précisions ou compléments. Ainsi, lorsque G. E. cite les *Nouvelles Remarques sur la langue françoise*¹ comme représentant l'opinion de Vaugelas (cf. p. 93, ad *âpre*; p. 101, ad *exercite*), il ne tient pas compte du fait que cet ouvrage publié en réalité, à titre posthume et sans l'aveu de l'auteur, ce que celui-ci a éliminé de ses *Remarques sur la langue françoise*². – P. 46: Les restrictions d'emploi concernant *d'abondant* ne datent pas de Furetière et du *Dictionnaire de l'Académie* de 1694; pour Vaugelas déjà, ce terme «a vieilli, et l'on ne s'en sert plus dans le beau stile»³, ce qui a été dûment noté par Brunot; celui-ci indique de plus que l'expression «n'est plus dans Nicot, ni dans Monet, ni dans les *Phrases* d'Oudin»⁴, ce qui montre sa tendance à vieillir dès la première moitié du XVII^e s. – P. 162: Si Vaugelas semble bien le premier à distinguer sémantiquement *chaire* et *chaise*, la discussion sur ces deux variantes est plus ancienne. Dès 1609, Robert Poisson dit dans son *Alphabet nouveau de la vrée et pure orthographe françoise*: «*Chaire* vulgairement se prononce *chaise*: et ce dernier est plus receu parmi les courtisans»⁵; et en 1641, dans une lettre à Costar, Voiture renchérit: «Quelques-uns disent encore *chaire*, sans que l'on se moque d'eux; mais il vaut mieux dire *chaise*»⁶. – P. 225: *Courir sus* est enregistré «sans restriction» non seulement par le *Dictionnaire de l'Académie* de 1694, mais encore par Littré (s. *sus*). – P. 236: Contrairement à ce que dit Vaugelas, Malherbe emploie aussi bien *convoitise* que *cupidité*⁷.

¹ *Nouvelle Remarques de M. de Vaugelas sur la langue françoise*. Ouvrage posthume. Avec des observations de M. *** [LOUIS-AUGUSTIN ALEMAND] avocat au Parlement. Paris 1690.

² Cf. Z. MARZYS, *Pour une édition critique des «Remarques sur la langue françoise» de Vaugelas*, *VRom.* 34 (1975), 124–139, p. 127.

³ *Remarques sur la langue françoise*, Paris 1647, p. 230.

⁴ *Histoire de la langue française*, III, p. 356.

⁵ Cité par CH. THUROT, *De la prononciation française depuis le commencement du XVI^e siècle d'après les témoignages des grammairiens*, Paris 1881, II, p. 273.

⁶ *Œuvres de Voiture, lettres et poésies*, éd. A. UBICINI, Paris 1855, II, p. 128.

⁷ «Reveiller des cupiditez qu'il est bien plus seur de laisser dormir» (*Œuvres de M^{re} François de Malherbe*, Paris 1630, p. 317). – «Que sont ces contrats..., sinon des maux volontaires partis de nostre forge, et chimères d'une vaine convoitise» (*ibid.*, p. 332). – Cf. aussi A. REGNIER, *Lexique de la langue de Malherbe*, Paris 1869, p. 124 et 136.

Plus que ces quelques détails, ce sont certains partis pris méthodologiques de l'auteur qui suscitent des réserves. Le premier concerne les éditions utilisées: pour Amyot, une réimpression moderne de l'édition de 1567, pour Tallemant celle de 1684, pour Dacier celle de 1721. Même si des sondages révèlent une relative fidélité de ces textes aux éditions originales qu'ils sont censés représenter, le lecteur serait beaucoup plus rassuré si l'auteur avait contrôlé sur ces dernières au moins les exemples qu'il cite.

Autre parti pris: G. E. s'est contenté de dépouiller, dans les différentes traductions, les six premières *Vies* de Plutarque. Même si, faute de moyens techniques, il n'a pas été possible de faire des dépouillements exhaustifs, le matériel ainsi obtenu semble manifestement insuffisant. Un seul exemple: l'auteur n'a enregistré chez Amyot qu'une «attestation isolée» du mot *accoutumance* (p. 57). En réalité, ce mot y est courant⁸. Si une surabondance de matériaux peut être gênante, une trop grande pénurie conduit facilement à des conclusions erronées.

Mais ce qui paraît le plus contestable, c'est le choix et l'ordonnance des notices lexicales. Devant les difficultés d'un ordre systématique, l'ordre alphabétique serait acceptable en soi; mais à condition que les en-têtes représentent une nomenclature complète et qu'ils soient toujours empruntés au même texte, de préférence celui d'Amyot. Ce procédé permettrait de constituer une espèce de glossaire où des lemmes de 1559 seraient interprétés par leurs équivalents du XVII^e siècle. Au lieu de cela, G. E. limite son répertoire aux trois premières lettres de l'alphabet, puis il prend ses en-têtes dans n'importe laquelle des trois traductions. Le premier point n'est justifié par rien, sinon par la volonté de limiter le travail et l'épaisseur du volume; mais un choix de cas réellement intéressants et l'abandon de divergences peu significatives auraient eu le même effet. Quant à la détermination des en-têtes, elle est conditionnée par la limitation alphabétique: si l'en-tête *abolisseur* est tiré de Dacier, l'en-tête *accointable* d'Amyot et l'en-tête *affable* de Tallemant, c'est uniquement parce qu'ils commencent tous trois par la lettre *a*-, alors que leurs équivalents dans les autres versions sont respectivement *retrancheur*, *populaire/sociable*, *courtois/poli*. Dans ce dernier cas, l'en-tête aurait pu être *courtois*; mais il semble que l'auteur choisisse de préférence le mot qui vient en premier dans l'ordre alphabétique. Ce n'est pourtant pas un principe constant: le groupe *bonheur/béatitude/félicité/heur* est sous *bonheur*, et le groupe *bronze/cuivre/airain* sous *bronze*, pour des raisons qui échappent au lecteur.

Au-delà de ces disparités de présentation extérieure, la limitation du répertoire aux lettres A–C, même avec l'adjonction des synonymes commençant par d'autres lettres, crée une fâcheuse impression d'arbitraire. On ne peut pas savoir si les conclusions de l'auteur auraient été sensiblement modifiées au cas où il aurait présenté l'ensemble de ses matériaux; mais on ne peut pas s'empêcher de penser qu'elles sont boiteuses dans l'état actuel des choses.

Enfin, et c'est peut-être le point essentiel, on peut se demander si la méthode choisie peut atteindre l'évolution de la langue et si elle ne se borne pas plutôt à étudier celle d'un certain type de discours. L'auteur semble conscient du problème; il suppose bien (p. 5) qu'il pourrait exister une «langue de traducteur» spécifique, différente de la langue littéraire commune. Mais il ne pousse pas plus loin sa réflexion sur ce point; il identifie au contraire la langue de la traduction à celle de la prose en général, et il estime (p. 42) qu'au XVII^e s., «les différences lexicales entre la tragédie et la prose littéraire n'étaient pas très significatives». C'est peut-être vrai, encore que Georges Gougenheim ait été d'un avis différent⁹; de toute façon, il faudrait le prouver. Or les matériaux recueillis par G. E. sont nettement insuffisants pour le faire. Il ne discute que deux mots, *ire* et *courroux*, qui, encore courants dans la prose du XVI^e s.,

⁸ *Les vies des hommes illustres...*, Paris 1559, f° 32, 33, 44, 89, 234, 252, 310, etc.

⁹ Cf. GEORGES GOUGENHEIM, *La formation du vocabulaire français classique*, in: *Etudes de grammaire et de vocabulaire français*, Paris 1970, p. 384–390.

semblent réservés à la poésie au XVII^e. Mais à propos de *ire* précisément, Alemand (et non, comme l'auteur le dit par erreur, Andry de Boisregard), cite une série d'autres mots «particuliers à nôtre Poësie dont on ne se peut pas servir en prose»¹⁰; quant à Vaugelas, il ne se contentait pas de mentionner également de tels mots (par ex. *maint*, *avoisiner*, *discord*)¹¹, mais reconnaissait de plus l'existence de mots «specieux et magnifiques» qui, sans être exclus de la prose, étaient spécialement destinés à la poésie¹². Pour contrôler la véracité de ces opinions de grammairiens, on ne peut se contenter de quelques sondages; il faudrait comparer systématiquement le lexique de la poésie et celui de la prose, non seulement quant à la présence ou à l'absence de certains mots, mais encore quant à la fréquence de beaucoup d'autres. C'est un même travail – dont G. E. est d'ailleurs conscient de n'avoir pas les moyens¹³ – qu'il faudrait accomplir pour savoir s'il est possible d'identifier la langue des traductions avec celle des œuvres originales en prose.

En conclusion: un projet intéressant, un travail philologique et lexicologique solide, des défauts de méthode sérieux et des conclusions plutôt minces. L'histoire du lexique français entre le XVI^e et le XVII^e siècle reste à faire.

Zygmunt Marzys



ABBÉ GABRIEL GIRARD, *Les Vrais principes de la langue françoise*. Edition de Paris, 1747, précédée d'une introduction par PIERRE SWIGGERS, Genève (Droz) 1982, 73, X, 432 et 472 p. (*Langues et Cultures* 14).

Gabriel Girard, modeste abbé mondain, bibliothécaire du roi et spécialiste des langues slaves, entré à l'Académie seulement vers la fin de sa vie (1744), est connu surtout par deux ouvrages linguistiques: *la Justesse de la langue françoise* (1718), devenu dans la réédition de 1736 *Synonymes françois* et connu sous ce titre, et *les Vrais principes de la langue françoise*, publié en 1747, quelques mois avant la mort de l'auteur et cent ans exactement après les *Remarques sur la langue françoise* de Vaugelas. Si les *Synonymes* ont valu à Girard une certaine notoriété et ont connu une dizaine d'éditions, *les Vrais principes* ont été mal accueillis par les contemporains: Du Marsais reproche à Girard son attitude purement synchronique, et Voltaire déconseille aux jeunes gens de lire la nouvelle grammaire, car «elle ne feroit qu'embarrasser l'esprit par les nouveautez difficiles dont elle est remplie»¹. Près de deux cents ans plus tard encore, Alexis François, dans son esquisse du développement de la grammaire générale, ne fait pas grand cas de Girard, se contentant de dénoncer son «emphase», ses «distinctions subtiles» et l'abus qu'il fait «de la nomenclature et du jargon»². Il faut attendre la seconde

¹⁰ *Nouvelles Remarques...* (cf. ci-dessus, note 1), p. 199.

¹¹ Cf. Z. MARZYS, *op. cit.*, p. 133.

¹² *Remarques sur la langue françoise*, p. 104.

¹³ «Von größtem Nutzen wäre hier eine statistische Erfassung des Vokabulars von Prosatexten, etwa von Guez de Balzac für die 1. Hälfte, von D'Ablancourt oder Patru ... für die 2. Hälfte des Jahrhunderts. Aus dem Fehlen solcher exhaustiver Indices resultiert natürlich ein gewisser Unsicherheitsfaktor, und man könnte sich fragen, ob deshalb ein Vorgehen in der hier beschriebenen Weise sinnvoll sein kann» (p. 42).

¹ *Connaissance des bautez et des défauts, de la poésie et de l'éloquence dans la langue françoise*, cité par P. SWIGGERS, *Introduction*, p. 18.

² FERDINAND BRUNOT, *Histoire de la langue française*, tome VI, 2^e partie: *La langue postclassique*, par ALEXIS FRANCOIS, Paris 1932, p. 902.

moitié de ce siècle, notamment avec les thèses de Jean Stéfanini (1962) et de Jean-Claude Chevalier (1968), pour que l'apport de Girard soit reconnu. Plus récemment, Irene Monreal-Wickert a largement tenu compte des idées de Girard dans sa présentation de la linguistique française du siècle des Lumières³.

M. Swiggers pense pour sa part que *les Vrais principes* sont «une des grammaires les plus importantes du XVIII^e siècle» (*Introduction*, p. 11). Il en a donc entrepris une réédition en fac-similé, précédée d'une introduction qui recueille le peu de renseignements que nous possédons sur la vie de l'auteur, puis dégage les fondements théoriques de l'ouvrage.

L'édition de M. Swiggers présente tout d'abord l'avantage évident de rendre facilement accessible un texte qui restait enfoui dans la poussière de quelques bibliothèques. Ce n'est pas que la lecture en soit facile ou enthousiasmante. Gros pavé de près de mille pages, l'ouvrage de Girard n'a ni la nonchalance mondaine des *Remarques* de Vaugelas, ni l'élégante concision de la *Grammaire* de Port-Royal; mais il constitue une étape importante entre ces maîtres livres et les théories linguistiques d'un Beauzée ou d'un Condillac.

A première vue, *les Vrais principes* se présentent sous forme d'un traité de grammaire traditionnel. De leurs seize «discours», les trois premiers sont consacrés à une introduction théorique et à des exposés généraux de morphologie et de syntaxe; les dix suivants traitent des différentes «parties d'oraison», article, substantif, pronom, etc.; et les trois derniers concernent les signes graphiques, lettres, «caractères prosodiques» et ponctuation.

Cet arrangement présente au moins un trait original: contrairement à ses prédécesseurs, Girard place l'orthographe (qui comprend aussi la prononciation) à la fin de son ouvrage. Ce faisant, il affirme à la fois la priorité de la langue parlée sur la langue écrite et celle de la morphosyntaxe sur la phonétique.

Les chapitres concernant les différentes parties du discours apportent quelques nouveautés: Girard est un des premiers grammairiens français à décrire correctement le fonctionnement de l'article défini; il distingue entre le substantif et l'adjectif, ce que ne faisait généralement pas la grammaire traditionnelle; il est seul à faire des noms de nombre une catégorie lexicale autonome. Mais, comme le constate M. Swiggers (*Introduction*, p. 47–48), «le poids de l'héritage grammatical semble avoir été trop grand pour que l'abbé Girard s'en soit affranchi complètement», malgré ses «prétentions innovatrices».

Ce qui est intéressant dans *les Vrais principes*, ce n'est donc pas tellement le détail de la description grammaticale, mais plutôt les présupposés théoriques de l'ouvrage, que l'éditeur s'attache à analyser dans son introduction.

Les fondements de la théorie linguistique de Girard ressortissent à l'essentialisme d'origine aristotélicienne, représenté notamment, dans les temps modernes, par Sanctius et la *Grammaire* de Port Royal. Cette théorie implique «l'isomorphie structurelle» entre langage, pensée et réalité. La langue est conçue avant tout comme une nomenclature⁴ qui s'applique à une réalité segmentée par avance: la «valeur» des mots est le lien conventionnel qui les rattache à des «idées» préexistantes, elles-mêmes reflet des «choses». Même isomorphisme en syntaxe: les mots s'assemblent en phrases pour rendre des «pensées» qui, de leur côté, naissent «de l'union des idées» (I, p. 5–6; 85–87). L'écriture, enfin, représente en quelque sorte une quatrième dimension, secondaire par rapport à la parole, d'où son rejet à la fin de l'ouvrage.

³ Cf. IRENE MONREAL-WICKERT, *Die Sprachforschung der Aufklärung im Spiegel der großen französischen Enzyklopädie*, Tübingen 1977, passim.

⁴ Il n'est pas sans intérêt de noter que Girard appelle «nomenclature» ce que nous appelons morphologie, à savoir «la connoissance de toutes les sortes de mots dont la Langue est composée» (I, p. 35; cf. p. 39).

Ces positions théoriques posent deux problèmes. Il s'agit tout d'abord de savoir comment concilier le rapport isomorphique entre langage, pensée et réalité avec la diversité structurelle des langues. Girard réduit cette diversité à trois types essentiels. Il classe le français, l'italien et l'espagnol parmi les langues «analogues», qui «suivent ordinairement, dans leur construction, l'ordre naturel et la gradation des idées» (c'est-à-dire l'ordre sujet-prédicat) et qui, d'autre part, sont dotées de l'article; en revanche, le latin et les langues slaves appartiennent au groupe des langues «transpositives», qui, privées de l'article mais disposant d'une déclinaison pour marquer les fonctions syntaxiques des noms, «ne suivent d'autre ordre, dans la construction de leurs phrases, que le feu de l'imagination». Entre ces deux types, Girard place les langues «mixtes» ou «amphilogiques», dotées à la fois de l'article et d'une déclinaison, parmi lesquelles il range notamment le grec et l'allemand (I, p. 23–25).

Il n'empêche que ce classement ne résoud pas le problème, puisque les trois types restent structurellement divergents. M. Swiggers suggère que, pour Girard, ils ne correspondent pas à trois types de pensée, mais à trois formes que revêt une pensée toujours identique; mais le moins qu'on puisse dire, c'est que l'auteur ne s'est pas clairement expliqué sur ce point.

Le second problème est celui des rapports entre la rationalité postulée du système linguistique et la réalité de l'usage. Ici, Girard est tributaire de deux traditions grammaticales, l'une se réclamant de Port-Royal et l'autre de Vaugelas, et qui se rattachent respectivement aux courants analogiste et anomaliste. Il affirme d'une part que les langues sont «systématiques» et «fondées en raison» (II, p. 2); mais d'autre part, il tient fortement à la norme fondée sur le «bon usage» qui «s'apprend à la Cour et dans la Capitale» (I, p. 20–21).

Arnauld et Lancelot se sont posé ce problème et ont cherché à faire entrer d'apparentes irrégularités dans une règle générale⁵; ils admettent pourtant qu'il subsiste un résidu de «façons de parler ... autorisées par un usage general et non contesté», qui «doivent passer pour bonnes, encore qu'elles soient contraires aux regles et à l'analogie de la Langue»⁶. Girard ne l'entend pas de cette oreille. Il est persuadé que «les langues, en tant que constructions et moyens rationnels, ont un système *in re*, que le grammairien doit dégager de la multitude des expressions langagières» (*Introduction*, p. 62). Cette position le conduit à reprocher aux tenants du courant anomaliste des défauts d'observation, des insuffisances de systématisation ou l'application indue au français d'un modèle de description inadéquat, calqué sur le latin. Lorsque, malgré tout, l'usage résiste, Girard le régularise arbitrairement: M. Swiggers cite plusieurs de ses interventions dans ce sens.

Le mérite essentiel de l'éditeur est d'avoir montré ainsi, en négligeant le détail, à la fois l'apport et les impasses de la théorie grammaticale de Girard. A-t-il aperçu ce que cette théorie, avec ses incohérences mêmes, impliquait de partis pris idéologiques?

En effet, l'auteur, tout en se réclamant d'une doctrine rationaliste, semble maintenir l'essentiel des positions socio-culturelles de Vaugelas. Lorsqu'il affirme par exemple la priorité de l'oral sur l'écrit en déclarant que «la Parole écrite n'est que l'image de la Parole prononcée» et que «celle-ci est l'image immédiate de la Pensée» (I, p. 40), il reprend, dans une formule très semblable, une idée chère à l'auteur des *Remarques* et qui justifiait la priorité de la conversation des courtisans sur l'usage des écrivains en tant que critère de la norme⁷.

⁵ Cf. R. DONZÉ, *La Grammaire générale et raisonnée de Port-Royal*, Berne 1971, p. 37ss.

⁶ *Grammaire generale et raisonnée*, Paris 1676, p. 87.

⁷ «Ce n'est pas pourtant que la Cour ne contribuë incomparablement plus à l'Usage que les Auteurs, ny qu'il y ayt aucune proportion de l'un à l'autre; Car enfin la parole qui se prononce, est la premiere en ordre et en dignité, puis que celle qui est écrite n'est que son image, comme l'autre est l'image de la pensée» (*Remarques sur la langue françoise*, Paris 1647, *Preface*, II/5).

Il en est de même pour la typologie des langues, sinon quant à sa formulation, du moins quant à l'usage qui en est fait. Cette théorie semble construite avant tout pour justifier la rupture des liens entre le français et le cadre grammatical latin. Elle permet à Girard de nier toute conformité de «génie» et même tout rapport de filiation entre les deux langues. C'est ainsi qu'il faut d'ailleurs comprendre le titre même de l'ouvrage: les «vrais principes» de la langue française, ce sont ceux qui sont conformes à son «génie» et non empruntés à la grammaire latine. Cette attitude encore n'est pas sans rappeler celle de Vaugelas, qui, tout en révéralant «la venerable Antiquité, et les sentimens des Doctes», voulait que «chaque langue soit maîtresse chez soy»⁸.

Il y a plus: Girard ne recherche pas seulement un mode de description conforme aux articulations du français, mais il affirme l'égalité culturelle de celui-ci avec les langues anciennes. En effet, s'il refuse de distinguer entre «langues-mères» et «langues-filles», il déclare en revanche que les langues peuvent se trouver «ou dans un état de corruption ou dans un état de pureté» (I, p. 19). C'est, bien entendu, dans un état de pureté que se trouve le français, puisqu'il est la langue «d'une grande nation policée» (I, p. 33); alors que l'état de corruption est propre à la langue du «bas peuple de Paris» et surtout aux patois, parmi lesquels Girard place pêle-mêle «le Bas-breton, l'Auvergnat, et le Provençal» (I, p. 21). On croit encore entendre Vaugelas, affirmant que le français «est en sa perfection», refusant au «peuple» toute «jurisdiction» sur le bon usage et recommandant aux honnêtes gens de ne pas «se laisser corrompre par la contagion des Provinces»⁹.

Mais tous les partis pris idéologiques de Girard ne remontent pas aussi loin. Lorsqu'il ajoute aux titres de perfection du français sa capacité de «transmettre à la postérité les ouvrages des Auteurs» (I, p. 33), il attribue à la littérature une importance qu'elle n'avait pas pour Vaugelas: c'est qu'entre temps ont paru les prestigieux écrivains du «siècle de Louis XIV». Et lorsqu'il essaie de concilier à tout prix usage et raison, il est déjà l'homme des Lumières. Un comportement irrationnel des honnêtes gens ne choquait pas Vaugelas; «accommoder son esprit à la raison» pouvait signifier pour lui abandonner le rationnel pour le raisonnable, préférer ce qui est exigé par la société à ce qu'on croit vrai¹⁰. Or pour Girard, les personnes «instruites et polies, qui cultivent l'art de la Parole» (I, p. 19) et qui déterminent le bon usage, ont nécessairement un comportement linguistique rationnel; par conséquent, l'usage d'une langue cultivée telle que le français doit être rationnellement analysable et conforme à des règles générales.

Ce complément d'analyse n'enlève rien à celle, perspicace, alerte et bien informée, de M. Swiggers. Il ne vise pas davantage à suggérer une influence directe et importante de Vaugelas sur Girard. Il essaie simplement de rappeler qu'à côté des filiations intellectuelles il existe un «vécu» social. Un homme qui, dans la première moitié du XVIII^e siècle, a fréquenté les milieux mondains de Paris leur a presque nécessairement emprunté leur attachement au «bon usage» oral, leur aversion pour le latin, leur mépris du peuple et de la province, leur admiration pour les auteurs classiques, leur foi un peu naïve dans la toute-puissance de la raison. Ses lectures se sont greffées sur tout cela, et son livre, comme tous les nôtres, est le produit hybride d'un savoir et d'une attitude mentale.

Zygmunt Marzys



⁸ *op. cit.*, p. 206–207.

⁹ *op. cit.*, *Preface*, X/2, VIII, II/8.

¹⁰ *op. cit.*, *Preface*, III/3; cf. CLAUDE FAVRE DE VAUGELAS, *La Préface des «Remarques sur la langue française»*, éditée avec introduction et notes par ZYGMUNT MARZYS, Neuchâtel – Genève 1984, p. 36.

Trésor de la langue française. Dictionnaire de la langue du XIX^e et du XX^e siècle (1789–1960) publié sous la direction de Paul Imbs. Paris, Editions du CNRS, t. VI (*constatation-désobliger*) 1978, t. VII (*désobstruer-épicurisme*) 1979.

Die in *VRom.* 39 (1980), 275 ss. und 40 (1981), 249 ss. begonnene Rezension des *TLF* soll hier fortgeführt werden mit der Besprechung der beiden oben genannten Bände. Auf die Konzeption des *TLF* als umfassendes Sprachwörterbuch (Sprachschatz) des 19. und 20. Jh. mit sprachhistorischer Komponente braucht nicht erneut eingegangen zu werden, da die allgemeine Zielsetzung des *TLF* bereits im Rahmen der ersten Besprechung behandelt worden ist, wobei vor allem die ausführliche *Préface* des ersten Bandes zugrunde gelegt wurde. Auch die Bände II bis V enthalten Vorworte, die für die Konzeption des *TLF* und ihren Wandel von Wichtigkeit sind. Änderungen an der Konzeption hat es in der Tat in erheblichem Maße während der Ausarbeitung der ersten Bände gegeben. Wie bereits in den beiden ersten Besprechungen ausgeführt wurde, hat die ursprüngliche Konzeption gleich zu Beginn beträchtliche Abstriche erfahren, um dem Wörterbuch einen überschaubaren Rahmen zu geben und seine Publikation in einem angemessenen Zeitraum sicherzustellen. Zur Orientierung sei noch einmal darauf verwiesen, daß neben der *Préface* des ersten Bandes, die die allgemeine Konzeption des Werkes, aber auch erste Korrekturen an ihr enthält, vor allem das Vorwort zu Band III zu beachten ist, das eine Übersicht über alle Änderungen an der ursprünglich geplanten Gestaltung des Wörterbuchs enthält. Das Vorwort zu Band V schließlich bringt eine Zusammenfassung der wichtigsten Charakteristika des *TLF* und bietet damit gewissermaßen eine Kurzform der umfangreichen *Préface* des ersten Bandes, die das Gesamtwerk vorstellt.

Im Gegensatz zu den ersten fünf Bänden enthält Band VI kein Vorwort. Ein solches erübrigt sich im Grunde auch, nachdem man zuvor mehrfach zur ursprünglichen und korrigierten Anlage des *TLF* Stellung genommen hat. Wichtiger als weitere Darlegungen zur Konzeption des *TLF* ist jetzt in der Tat, daß die nach einigen Kurskorrekturen eingeschlagene Linie konsequent beibehalten wird, damit wenigstens der größere Teil der Bände des *TLF* eine einheitliche Konzeption aufweist, auch wenn es sicher sinnvoller gewesen wäre, man hätte bereits vor der Publikation des ersten Bandes eine definitive Konzeption gefunden.

Auch wenn durch die erwähnten Abstriche an der ursprünglichen Konzeption des Werkes der Umfang des *TLF* erheblich reduziert worden ist, so ist doch ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß der *TLF* das derzeit am umfassendsten informierende französische Sprachwörterbuch bleibt; und zwar gilt dies nicht nur für das neuere und neueste Französisch (19.–20. Jh.), sondern in gewisser Weise für das Französische schlechthin, weil in der Rubrik «Etymol. et Hist.» auch die ältere Wortgeschichte Berücksichtigung findet. Selbst wenn der *TLF* entsprechend seiner Zielsetzung das Schwergewicht eindeutig auf die Beschreibung des modernfr. Wortschatzes und seines Gebrauches legt, informiert er zugleich auch über die gesamte wortgeschichtliche Entwicklung. Daß der *TLF* in jedem Falle das umfassendste Sprachwörterbuch des Fr. ist, zeigt ein Vergleich mit dem siebenbändigen, zwischen 1971 und 1978 erschienenen *Grand Larousse de la langue française* (= *GLLF*), der dem *TLF* nach Umfang der Nomenklatur und der lexikographischen Angaben noch am nächsten kommt. Was die Nomenklatur angeht, so ist der Unterschied bei der Anzahl der Lemmata nicht allzu groß. Zwischen *constatation* und *correctionnel* weist der *TLF* 640 Lemmata und Sublemmata (Partizipialadjektive) auf. Wenn man bedenkt, daß der *GLLF* die Partizipialadjektive in der Regel nicht in seiner Nomenklatur berücksichtigt, bleiben noch 86 Lemmata übrig, die nicht im *GLLF* vorkommen, wovon alleine 37 Zusammensetzungen mit *contre-* sind, die vom *GLLF* weniger zahlreich aufgenommen worden sind als vom *TLF*. Es bleiben also zwischen *constatation* und *correctionnel* letztlich ca. 50 Lemmata des *TLF*, die im *GLLF* fehlen. Demgegenüber weist der *GLLF* zwei Lemmata (*corossol*, *corrasion*) auf, die im *TLF* nicht anzutreffen sind. Neben

dem numerischen Aspekt interessiert vor allem, welcher Art die Wörter sind, die nur vom *TLF* verzeichnet werden. Erwartungsgemäß handelt es sich nicht um Elemente der Standardsprache, vielmehr sind es durchweg relativ ungebräuchliche Wörter, die im einzelnen in literarischen oder gelehrten Texten vorkommen (*contemner*, *contemptible*, *contemtion*, *contondre*, *contribule*, *controuver*, *contumélieusement*, *convivial*, *convivialité*, *convoiteux*, *copaternité*, *copermutant*, *corah*, *coraline*, *cordace* usw.) oder bestimmten Fachterminologien angehören (*contributoire* dr., *contusif* méd., *convecteur* technol., *conversationnel* informat., *convolution* math., *coordinance* chim., *copépodes* zool., *copromanie* psychopathol., *coqueron* mar., *coracaidien* anatomie, *cornéenne* géol./minér./préhist., *coronographe* astron., *coronule* bot./zool., *corporéité* philos./physiol. usw.). Indem der *TLF* nur vereinzelt belegte Wörter aus der Literatursprache und spezielle Fachtermini, die einem weiteren Publikum weitgehend unbekannt sind, in seine Nomenklatur aufnimmt, wird er seiner Thesaurus-Funktion gerecht, die dem *GLLF* nicht eigen ist. Wichtiger als dieser quantitative Aspekt sind für den Benutzer natürlich die qualitativen Gesichtspunkte, d. h. die lexikographischen Informationen, die er unter jedem Lemma findet. Auch hier beweist der *TLF* seine Überlegenheit, wobei wir primär nur an solche Informationen denken, die auch für einen Laien von Wichtigkeit sind. Schon an anderer Stelle wurde darauf hingewiesen, daß der *TLF* besonderen Wert auf eine genaue Definition der einzelnen Wortbedeutungen und eine eingehende Analyse ihrer Distribution legt. Die hierauf verwendete Sorgfalt ist so augenfällig, daß man die geradezu minutiöse Beschreibung des synchronen Wortgebrauchs in der Tat als das eigentliche Charakteristikum des *TLF* bezeichnen kann. In diesem Zusammenhang ist auch zu erwähnen, daß der *TLF* besondere Aufmerksamkeit den flankierenden Angaben zum Wortgebrauch schenkt. Gerade weil der *TLF* das Fr. von fast zwei Jahrhunderten erfaßt, hat er gut daran getan, die einzelnen Wörter und Wortbedeutungen mit sehr genauen Angaben zu ihrer Gebräuchlichkeit aus heutiger Sicht zu versehen. Auch die Zugehörigkeit zu bestimmten Stilebenen (Sprachregistern) oder zu speziellen Fachterminologien wird mit peinlicher Genauigkeit verzeichnet. Bei der Fülle des Belegmaterials aus literarischen Werken, das dem *TLF* zur Verfügung steht, verwundert es nicht, daß die Zitate in diesem Wörterbuch einen größeren Platz einnehmen als die standardsprachlichen Beispiele. In dieser Hinsicht stellt der *TLF* aber nicht eigentlich eine Ausnahme dar, weil in fast allen fr. Sprachwörterbüchern das Zitat aus dem literarischen Schrifttum als Beispielsatz ein ausgesprochenes Privileg genießt. Der *TLF* unterscheidet sich aber vom *GLLF* und anderen Sprachwörterbüchern des Fr. dadurch, daß das Zitat durch die genaue Quellenangabe im Einzel- oder Gesamtwerk des betreffenden Autors unschwer zu lokalisieren ist. Gegenüber dem *GLLF* und anderen Wörterbüchern hat der *TLF* ferner den unbestreitbaren Vorteil, daß sich seine Darstellung des synchronen Sprachgebrauchs durch besondere Übersichtlichkeit auszeichnet. Ein aufgelockerter Satzspiegel, der nicht seinesgleichen in der neueren fr. Lexikographie hat, trägt ganz erheblich dazu bei, daß die innere Struktur der Artikel besser zu erkennen ist. Die Lesbarkeit des *TLF* wird noch erhöht durch die Größe der Normallettern sowie durch die Verwendung verschiedener Schrifttypen. Auch in drucktechnischer Hinsicht setzt der *TLF* also neue Maßstäbe in der fr. Lexikographie.

Zusätzlich zur Darstellung des synchronen Sprachgebrauchs enthält der *TLF* noch eine Fülle ergänzender Angaben, die weniger für den im Bereich der Sprachkompetenz Aufklärung suchenden Laien bestimmt sind als für all jene, denen das Fr. ein Forschungsobjekt ist. In der Rubrik «Prononc. et Orth.» wird nicht nur das heute Übliche verzeichnet, sondern auch alle Veränderungen, die im Bereich der Aussprache und Schreibweise der Wörter im Verlaufe der beiden letzten Jahrhunderte eingetreten sind. Die Rubrik «Etymol. et Hist.» orientiert über die «Vorgeschichte» der Wörter, d. h. sie liefert uns alle wichtigen Fakten aus der Wortgeschichte vor dem Ende des 18. Jahrhunderts. Auch wenn sich der *TLF* hierbei in der Hauptsache auf andere Quellenwerke stützt, so ist doch beachtlich, daß nicht nur Erst-

datierungen geliefert werden, sondern eine Synthese der Entwicklungsgeschichte der Wörter versucht wird. Da auch hier die Quellenangaben nicht fehlen, wird diese Rubrik für den historisch orientierten Lexikologen als erste Informationsquelle von großem Nutzen sein. Auch die Spalte Bibliographie ist für die Wortforschung von nicht zu unterschätzender Bedeutung, trägt sie doch die weitverstreute und z.T. schwer auffindbare Sekundärliteratur zum jeweiligen Wort zusammen.

Die Vielfalt der Angaben, die hier keineswegs vollständig erwähnt worden sind und weit hinausgehen über den Rahmen einer reinen Beschreibung des synchronen Sprachgebrauchs, macht den *TLF* zu mehr als einem gewöhnlichen Wörterbuch der fr. Gegenwartssprache (unter Einbeziehung der Sprache des 19. Jh.), das nach seiner Fertigstellung auch das umfangreichste seiner Art sein wird. Gerade weil der *TLF* eine Fülle zusätzlicher Angaben enthält, ist er auch ein umfassend und zuverlässig informierendes Arbeitsinstrument für den Romanisten, der auf dem Gebiet der fr. Lexikologie arbeitet.

Der 1979 erschienene Band VII stellt in gewisser Weise einen Einschnitt in der Publikationsgeschichte des *TLF* dar. Es handelt sich in der Tat um den letzten Band, der unter der Leitung von Paul Imbs ausgearbeitet und publiziert worden ist; dieser hat Ende 1978 seine Stellung als verantwortlicher Direktor des *TLF* aus Altersgründen aufgegeben. Die Vermutung liegt also nahe, daß P. Imbs das Vorwort zu Band VII dazu benutzt hat, eine Art Bilanz seiner Tätigkeit an der Spitze des *TLF* zu ziehen bzw. noch einmal zu grundsätzlichen Fragen im Zusammenhang mit der Konzeption des *TLF* Stellung zu nehmen: «nous voudrions une fois encore, jetant un regard critique sur le chemin parcouru, formuler les objectifs primitifs et permanents de notre projet et mesurer, autant que faire se peut, l'écart entre l'intention et la réalisation» (p. VII). Das Vorwort zu Band VII ist auch insofern von Wichtigkeit, als P. Imbs die Gelegenheit benutzt, um auf die Kritik einzugehen, die am *TLF* in verschiedenen Rezensionen der ersten Bände geübt worden ist. Auch sonst tragen die Darlegungen, mit denen der erste Direktor des *TLF* den Band VII einleitet, zum besseren Verständnis der Probleme bei, vor die sich die Redaktion des *TLF* gestellt sieht.

Nach einer Würdigung von G. Guillaume, dessen prägenden Einfluß P. Imbs für sich anerkennt, weist dieser noch einmal nachdrücklich auf den Charakter des *TLF* als Kollektivwerk und die sich daraus ergebenden Probleme hin. In diesem Zusammenhang läßt Imbs erkennen, daß die Vielfalt der Meinungen und der Zwang, den Artikeln eine einheitliche, allgemein akzeptierte Form zu geben, gelegentlich zu Spannungen innerhalb der Redaktion geführt hat. Auch in diesem Vorwort finden sich wieder Äußerungen, mit denen P. Imbs versucht, die nicht zu übersehenden Ungleichmäßigkeiten verschiedenster Art zu erklären, die die ersten Bände des *TLF* charakterisieren: «Une des servitudes inhérentes à une œuvre d'une certaine envergure est qu'elle ne révèle qu'en cours d'élaboration, voire de publication, la totalité des implications des principes initiaux. L'on a beau déployer tous ses efforts pour évaluer d'avance les proportions des parties, la réalisation tantôt reste en deçà, tantôt, et plus souvent, excède la mesure prévue. ... La réponse à des critiques relatives à cet aspect de l'œuvre ... est que du moins les premiers tomes montrent ce qu'il y aurait lieu ou qu'il serait possible de produire sans les contraintes imposées au lexicographe à qui il est enjoint d'éviter à tout prix le gigantisme, et qu'à défaut d'harmonie des proportions subsiste du moins la fidélité aux conceptions fondatrices» (p. X). Die Prinzipientreue, von der hier abschließend die Rede ist, betrifft den absoluten Vorrang, den der *TLF* nach wie vor der ausführlichen Beschreibung des synchronen Sprachgebrauchs (19.–20. Jh.) auf standardsprachlicher Ebene einräumt. Dieses Ziel hat der *TLF* zu keinem Zeitpunkt aus den Augen verloren, auch nicht als erhebliche Abstriche am Gesamtrahmen des Werkes unumgänglich wurden, da hiervon in der Hauptsache der Bereich der zusätzlichen Informationen betroffen war.

Im folgenden geht P. Imbs noch einmal auf einige prinzipielle Fragen im Zusammenhang mit der Anlage des *TLF* ein. Hierbei beschäftigt er sich zunächst mit der *Notice historique*, die in den Rezensionen mehrfach Anlaß zu kritischen Äußerungen gegeben hat. Imbs räumt ein, daß in einzelnen Fällen gerade im ersten Band die diachronen Angaben gegenüber den synchronen zu viel Platz einnehmen. Im ganzen ist er aber nach wie vor von der Berechtigung der Rubrik «Etymol. et Hist.» überzeugt: «il n'est aucune détermination de sens ou d'emploi actuels qui ne soit peu ou prou tributaire du passé, étant reconnu aussi qu'une langue de culture peut réactiver à tout moment tel sens ou emploi sortis de l'usage» (p. IX). Die Existenz bzw. die Beibehaltung einer *Notice historique* innerhalb der einzelnen Artikel des *TLF* ist in jedem Falle zu begrüßen. Mag auch diese Rubrik nicht jedem potentiellen Benutzer etwas geben, so sollte sich eigentlich von selbst verstehen, daß der *TLF* ein Minimum an wortgeschichtlichen Informationen liefert, wenn er seinem Anspruch, ein umfassend informierendes Sprachwörterbuch sein zu wollen, gerecht werden will. Im übrigen liegt auf der Hand, daß die in einem Wörterbuch enthaltenen Angaben nicht für alle potentiellen Benutzer gleich wichtig sind; dafür ist ein Wörterbuch eben auch ein punktuell konsultiertes Nachschlagewerk und nicht ein Lesebuch.

Eingehender befaßt sich P. Imbs in diesem Vorwort mit der Frage der Beispiele in den *TLF*-Artikeln, da sich gerade in diesem Bereich in den bisher publizierten Bänden ein Wandel vollzogen hat. Die auffallend zahlreichen Zitate aus literarischen Texten, mit denen die einzelnen Wörter und Wortbedeutungen belegt werden, stellen geradezu ein Charakteristikum der ersten Bände des *TLF* dar. In diesem Zusammenhang muß daran erinnert werden, daß man in der Redaktion des *TLF* ursprünglich die Absicht hatte, aus jedem Teilzeitraum von 15 Jahren innerhalb des Gesamtzeitraums von 1789 bis 1960 jeweils einen Beleg zu gehen, um damit zum einen den Gebrauch zu illustrieren und zum anderen geringfügige Abweichungen im Gebrauch zu erfassen. Zugleich sollte den literarischen Belegen («phrases riches en informations de type culturel» p. X) nach den Vorstellungen von P. Imbs eine Bildungs- und Modellfunktion zukommen. Gerade die Häufung literarischer Belege hat dem *TLF* den Vorwurf eingebracht, eine Art «recueil de morceaux choisis» (p. X) zu sein. Da die anspruchsvollen Vorstellungen in diesem Bereich nicht zu verwirklichen waren, ohne den Umfang des *TLF* ins Uferlose anwachsen zu lassen, waren spürbare Reduzierungen unvermeidlich. Davon sind betroffen in erster Linie die in extenso zitierten literarischen Belege, deren Zahl mit fortschreitender Publikation erheblich geringer geworden ist (die Anführung der bloßen Stellenangabe ohne Zitat ist für den normalen Benutzer bestimmt kein angemessener Ersatz!). Hat die einschneidende Reduzierung der Anzahl der literarischen Belege eine erhebliche Platzersparnis gebracht, so ist andererseits jener Teil des Beispielkomplexes aufgewertet worden, der sich unmittelbar an die Definition anschließt und das Wort in häufig wiederkehrenden Syntagmen und kurzen Beispielsätzen mit Standardcharakter bringt. Man mag diese Entwicklung bedauern, weil sie dem *TLF* viel von seiner Eigenart genommen hat; letztlich war sie aber wohl unvermeidlich, um den *TLF* in überschaubaren Grenzen zu halten. Es bleibt dennoch die Feststellung zu treffen, daß wieder einmal eine Fülle wertvoller Belege, die mit großem technischen Aufwand gewonnen worden sind, nicht publiziert wird und damit einem weiteren Interessentenkreis nicht zur Verfügung steht. Man kann sich unter diesen Umständen fragen, ob es nicht für den *TLF* sinnvoller gewesen wäre, von Anfang an zweigleisig zu fahren, d.h. einmal das Werk nach seiner ursprünglichen Konzeption zu verwirklichen – wenn auch in einer weniger aufwendigen Präsentation – und zum andern eine verkürzte Fassung für ein breiteres Publikum zu liefern. Mit diesem Verfahren wäre auch mancher Kritik, die den *TLF* mit einem gewöhnlichen Sprachwörterbuch verwechselt hat, der Wind aus den Segeln genommen worden. Der gegenwärtige *TLF* mit seiner revidierten Konzeption ist im Grunde weder das eine noch das andere. Letztlich ist es aber müßig, Überlegungen

dieser Art anzustellen, weil in Zeiten wirtschaftlicher Rezession solche Parallelunternehmungen nicht die mindeste Chance haben verwirklicht zu werden. So muß der Benutzer mit einem in sich uneinheitlichen *TLF* vorliebnehmen, auch wenn seine wesentlichen Zielsetzungen unverändert geblieben sind, wie P. Imbs in seinem Vorwort zu Band VII noch einmal ausdrücklich versichert. Am Ende dieses Vorwortes, mit dem sich der erste Direktor des *TLF* zugleich von der Leitung des Unternehmens verabschiedet, kündigt dieser noch die Publikation einer Studie über den *TLF* an, die für die Werkgeschichte des Wörterbuches äußerst aufschlußreich zu werden verspricht, da ihr Verfasser wie kein anderer entscheidenden Anteil am Zustandekommen des *TLF* gehabt hat.

Otto Jänicke



Tradition grammaticale et linguistique: l'«Essai de grammaire de la langue française» de J. Damourette et E. Pichon, Travaux de Linguistique (Publication du Service de Linguistique française de l'Université de l'Etat à Gand) 9–10 (1982–1983), 196 p.

La revue *Travaux de Linguistique* vient de publier un volume thématique, reflet d'une journée d'études consacrée à l'EGLF (*Essai de grammaire de la langue française*) de Damourette et Pichon (D & P)¹. L'illustre grammaire, connue de tout francisant, mais rarement pratiquée et encore moins exploitée, sauf comme source commode d'exemples, n'a pas souvent fait l'objet de commentaires. Même la liste des comptes rendus est singulièrement brève et plus d'un est une simple présentation et non une discussion approfondie. Faut-il donc croire que la plus ample des grammaires du français soit un monument, révérend peut-être, mais sans intérêt réel ou qu'elle constitue un chef d'œuvre injustement négligé, malgré et peut-être à cause de sa réputation? Les contributions rassemblées dans ce volume permettent d'apporter des éléments de réponse.

Dans sa *Présentation de l'EGLF* (p. 15–19), M. Wilmet donne un certain nombre de caractéristiques qui expliquent la situation actuelle de l'EGLF. La démarche philologique, le mentalisme, l'ethnocentrisme et les positions idéologiques des auteurs sont faits pour arrêter le lecteur, qui, en outre, est aux prises avec une terminologie étrange, un plan peu clair et des auxiliaires (Index, Glossaire) insuffisants. Mais, l'absence de perspective puriste, le renouveau dans l'analyse du contenu et la reprise de la tradition grammaticale classique lui donnent une place particulière parmi les grammaires de la première moitié du siècle à côté de Brunot et de Sandfeld et il reste qu'au niveau de l'analyse de faits particuliers, elle est incomparable et inégalée.

S'interrogeant sur la survie de la terminologie de D & P, J. Pohl (*Que reste-t-il dans la pratique actuelle de la terminologie de D & P*, p. 21–34) est amené à mettre en lumière un fait inattendu: il semble bien que le terme de *locuteur* soit dû à D & P. Il resterait à voir comment celui-ci a trouvé sa voie ou faut-il admettre que le terme a été recréé de manière indépendante par d'autres chercheurs? Pour le reste de l'abondante terminologie, on est bien obligé de constater qu'elle n'a guère eu de succès. Quelques termes se dégagent de la masse: *assiette*, *discordantiel*, *parlure* et, surtout, *tiroir*. La perte de la terminologie de D & P est le reflet de l'échec de la systématique présentée. Les termes qui survivent sont isolés, ils viennent s'intégrer à des terminologies diverses et autrement constituées et, enfin, ils désignent plutôt des éléments de la langue que des concepts propres aux auteurs.

¹ Le volume contient également une chronique des travaux consacrés dans les Universités belges à la linguistique française (thèses soutenues et en cours, mémoires présentés, ...).

A. Joly (*D & P linguistes de langue ou linguistes de discours*, p. 35–52) se propose d'« examiner l'EGLF du point de vue de la théorie générale du langage à la lumière de la psychomécanique » (p. 35). Le point de vue adopté est justifié par le rappel des contacts et des points de rencontre entre D & P et Guillaume. L'auteur analyse d'abord le jugement de ce dernier sur l'EGLF, jugement négatif au plan de la démarche théorique, comme il ressort de textes tels que le suivant : « Or expliquer l'expression en elle-même (position de Pichon) sans partir de la représentation qui la permet et la conditionne, c'est ne pas discerner la réalité linguistique » (texte cité p. 52). Ensuite, il examine les positions théoriques de D & P à partir de leur exposé liminaire (livres I et II) et de leur analyse de la négation. Il en ressort que D & P décrivent et commentent les divers effets de discours que peut avoir un élément et que, privilégiant un de ceux-ci, ils le posent en valeur fondamentale. L'ensemble de cette analyse donne, à leurs yeux, accès à la pensée du locuteur et, par son intermédiaire, à celle de la communauté. Il n'y a donc pas de place pour la langue au sens guillaumien ou saussurien. L'accès direct à la pensée, notion par ailleurs non définie, se faisant à travers l'utilisation de la langue implique le recours au sentiment linguistique du locuteur et, avant tout, du grammairien. Pour que celui-ci rencontre le sentiment de la communauté linguistique, il doit se trouver au cœur même de la communauté parlante; ainsi se trouvent justifiées les positions idéologiques de D & P et la fameuse déclaration : « Pour faire la grammaire française que nous concevons, il fallait donc être français. Nous le sommes. » (citée p. 46). Pour A. Joly, il est dès lors clair que l'EGLF ne peut être une grammaire scientifique et que D & P sont, en réalité, d'excellents observateurs et des analystes très fin du discours.

On remarquera que cette analyse conduit à mettre en lumière le vrai titre de l'EGLF, *des Mots à la Pensée*, ainsi que la parenté entre la démarche de D & P et celle des grammairiens de l'époque classique. A ce propos on notera toutefois une différence essentielle. La grammaire du XVII^e et du XVIII^e rapportait la langue à la pensée; celle-ci pouvait, par ailleurs, être appréhendée par la voie de la logique. Dans l'optique de D & P, que l'on pourrait qualifier de relativiste, la logique universelle ne permet pas d'accéder à la « pensée » de la communauté parlante; seule la langue en constitue la voie d'accès. La vérification de l'analyse en devient plus que problématique.

Si D & P n'ont pas eu de théorie linguistique d'ensemble qui constitue une assise solide à leur œuvre, ils ont fourni des constellations de concepts analytiques qui préfigurent des théories ultérieures. C. Fuchs étudie, dans cette perspective *D & P précurseurs de l'énonciation* (p. 53–65). Elle retient trois aspects par lesquels les analyses de D & P peuvent être rapprochées de la théorie de l'énonciation, en particulier des positions d'A. Culioli: la place du sujet parlant dans le rapport de la pensée et de la langue, l'opposition du locutoire et du délocutoire, tant dans la dimension diachronique, en tant qu'hypothèse phylogénétique, que dans la dimension synchronique – l'auteur évoque les analyses de la personne grammaticale et des modalités d'assertion – et, surtout, le *nynégocentrisme*, élément central de l'analyse des temps et des auxiliaires. L'étude de C. Fuchs montre qu'une lecture de l'EGLF peut être stimulante si elle se situe non pas au niveau de la théorie d'ensemble, mais au niveau des pré-théories locales, souvent peu liées entre elles, mais qui contiennent « une série d'intuitions pénétrantes (...), une amorce de théorisation (...) et une analyse extrêmement fine (...) » (p. 64).

Pour le lecteur, l'EGLF est avant tout une collection d'exemples. Ceux-ci ont été étudiés de deux points de vue. D. Willems (*Rapport entre données et théorie dans l'EGLF de D & P*, p. 67–79) s'interroge sur l'utilisation des exemples et J. M. D'Heur et ses collaborateurs (*Pour une évaluation idéologique des exemples choisis par D & P*, p. 81–92) se demandent en fonction de quels critères ils ont été rassemblés.

A l'issue de son examen, D. Willems montre que les données « ne contrôlent que très partiellement la théorie » (p. 77). Si les considérations de méthode avancées aux livres I et II

permettent de définir une méthode inductive – le travail de l'analyste est de rassembler les données en écartant celles qui sont contraires au «génie national», à les ordonner et à en dégager une analyse –, la pratique, étudiée ici dans le chapitre consacré à l'impersonnel, montre que D & P choisissent leurs exemples-clé en fonction de la théorie qu'ils veulent avancer, même si ces exemples, comme le célèbre *Il vous arrivera Melle Flore Brazier*, ont un statut marginal. Que ce cas n'est pas exceptionnel ressort de l'appendice à l'étude de L. Tasmowski sur l'immixtion causative (p. 120ss.) où des faits analogues sont étudiés.

Les critères du choix des exemples sont au centre des préoccupations de J. M. D'Heur. Il relève trois critères: «réputation d'un auteur, conservatisme de sa langue, conservatisme radical de sa pensée» (p. 87). Il faudra toutefois tenir compte de deux ensembles particuliers: les exemples oraux, qui constituent un des aspects les plus originaux de l'EGLF, et les exemples tirés de textes médiévaux. Les premiers permettent de saisir un autre aspect de l'idéologie des auteurs ainsi que certains jugements normatifs et ils servent surtout à montrer les limites du système linguistique. Les seconds, et sur ce point les auteurs retrouvent la même position que D. Willems, montrent la permanence de la langue et contribuent à l'explication.

L'utilisation des données historiques est au centre de la contribution d'O. Soutet (*Diachronie et linguistique dans l'EGLF*, p. 93–101). Aux fonctions mentionnées plus haut, l'auteur en ajoute deux: permettre une projection prospective et expliquer l'évolution. En outre, il attire l'attention sur la présence de la diachronie dans la réflexion générale sur la langue, d'abord sous la forme d'une théorie de la genèse des langues et surtout sous la forme de réflexions sur la structuration, la stabilité et l'évolution de systèmes 'taxiématiques'. On remarquera ici encore la parenté entre D & P et certaines spéculations sur l'origine des langues, antérieures à l'époque de la linguistique historique et comparative.

Les contributions précédentes s'attachaient essentiellement à l'EGLF dans son ensemble, même si certaines applications particulières pouvaient être envisagées. La possibilité de fragmenter l'immense grammaire en une série de monographies plus ou moins séparées invite toutefois à un autre type de lecture, celle, en profondeur, d'un chapitre particulier, soit pour en évaluer la valeur, soit pour en mesurer l'apport en vue d'une solution dans le cadre d'approches actuelles. Une telle lecture est favorisée par la démarche même de D & P qui ne procèdent pas par principes explicatifs généraux, applicables et appliqués en divers endroits, mais qui construisent, pour chaque problème, une constellation de concepts descriptifs particuliers. Dans le recueil présenté ici, les chapitres des constructions infinitives, en particulier la partie consacrée aux causatifs (vol. III, § 1059–1112 et vol. V, § 2042–2062), et des temps (vol. V, § 1701–1866) font l'objet de plusieurs commentaires.

Dans son étude de *l'immixtion causative* (p. 103–126), L. Tasmowski rappelle d'abord les deux analyses proposées par D & P: l'analyse par about dicéphale pour le cas *le faire manger la tarte* et celle par complément coalescent pour le tour *faire manger la tarte à / par Pierre*; dans ce dernier cas, *faire* peut-être considéré comme un auxiliaire si l'entrejet est introduit par *par*. Ensuite, elle cherche à voir si l'analyse de D & P permet de rendre compte des cas observables et si elle peut expliquer l'agrammaticalité des autres constructions. Partant de cas tels que *le faire venir/manger*, qui peuvent être analysés – semble-t-il – de deux manières, elle montre que l'analyse du passif complexe avec *faire* proposée par D & P permet d'assigner une seule analyse au cas *le faire venir*, alors que *le faire manger* serait structurellement ambigu. Cette ambiguïté soulève la question de l'agrammaticalité de **le lui faire téléphoner* (avec le agent), cette construction pouvant être générée. Pour ce nouveau problème, l'analyse que D & P fournissent des pronoms personnels (§ 2311) et celle des notions d'agent et de patient (§ 872) permettent de construire une contrainte qui exclut ce type de construction. Il apparaît donc que l'ensemble des moyens analytiques mis en œuvre dans l'EGLF soit capable de rendre compte de la question très complexe des constructions causatives. En outre, l'auteur tente,

dans une seconde partie, de remplacer la contrainte superficielle par un traitement qui fait appel à des principes proprement syntaxiques, dans le cadre de la grammaire relationnelle. Devant l'échec d'une telle tentative, il faut admettre que le traitement superficiel de D & P est, actuellement, préférable.

E. Roegiest ('à' et 'par' dans la construction factitive [p. 127–143]) examine un point particulier du même ensemble de constructions, l'opposition des introducteurs de l'entrejet dans la construction coalescente. L'auteur se propose en même temps d'évaluer le principe, présent dans l'EGLF, qu'une opposition simple caractérise les alternances prépositionnelles et, plus généralement, qu'à une forme on peut associer un sens. Il est d'accord avec D & P pour considérer que l'opposition doit être décrite en termes sémantiques, mais il rejette l'idée d'une opposition simple. Réanalysant les emplois de à à la lumière de la grammaire casuelle, il postule que à peut être d'une part la marque d'une relation casuelle et d'autre part celle d'une relation grammaticale dérivée. L'auteur soulève également, à propos de l'analyse de faire comme auxiliaire, la question du caractère décidable des procédures d'identification proposées par D & P, en opposant les résultats de l'examen des rapports entre l'infinitif et l'entrejet prépositionnel d'une part et ceux de L. Tasmowski d'autre part.

Le problème de la relation bi-univoque entre forme et sens est également au cœur de l'étude que fait C. Vet de l'analyse des temps par D & P (*Quelques remarques sur la valeur descriptive et explicative du système temporel de D & P*, p. 145–163). Il critique ainsi l'analyse de l'imparfait, temporel et modal, celle des divers emplois du passé composé et celle du conditionnel en rapport avec un présent ou un passé simple. En outre, il soumet à une analyse serrée la triple analyse en *temporanéité*, *actualité* et *enarration*, montrant que cette façon de procéder conduit d'une part à des difficultés pour l'analyse du présent et d'autre part à de nombreux problèmes dans l'étude des rapports entre les temps. Il démontre que ces difficultés sont dues à l'interaction de trois principes qui guident l'analyse de D & P: la primauté des catégories morphologiques, la relation stable entre forme et sens, le caractère secondaire des conditionnements syntaxiques. On observera que ces critiques pourraient être adressées à la tradition grammaticale française dans son ensemble; en effet les cadres morphologiques jouent un rôle fondamental et les analyses sont dominées par une perspective sémasiologique, menant presque nécessairement à l'établissement d'une relation stricte et unique entre forme et sens.

L'analyse de l'imparfait comme expression de l'actualité toncale, sévèrement critiquée par C. Vet, a servi à K. Eyckmans de fil conducteur pour approfondir la description du système temporel bulgare (*L'imparfait, expression de l'actualité toncale en bulgare*, p. 165–179). La finesse de la description de D & P, même si elle ne peut être intégrée dans un édifice théorique cohérent, ouvre donc des perspectives stimulantes pour l'analyse d'autres langues, souvent moins étudiées.

On notera que le recueil contient en outre une présentation des études, due à R. Van Deyck, et une bibliographie des travaux linguistiques de D & P (181–187), établie par B. Callebaut.

Les études réunies dans le volume permettent en premier lieu de mieux situer l'EGLF dans son époque en précisant sa position par rapport à la théorie linguistique, envers laquelle D & P occupent une position de retrait, et par rapport à la documentation. On regrettera seulement qu'aucune étude n'ait été consacrée aux sources de l'EGLF et aux rapports avec la grammaire française et avec les théories linguistiques du XVII^e et du XVIII^e.

Le volume est plus précieux encore dans la mesure où il permet de mieux définir ce que le linguiste peut actuellement tirer de l'EGLF. La critique a été sévère: absence de perspective théorique cohérente et carences au niveau explicatif. Mais, le bilan n'est pas négatif. D & P sont plus qu'une mine d'exemples et d'observations de détail. Leurs analyses des effets de

discours nous permettent de connaître les intuitions grammaticales d'observateurs attentifs et elles constituent, dans la plupart des cas, la description la plus complète et la plus fine. En plus, certaines se révèlent être non seulement extrêmement stimulantes, mais, au moins provisoirement, les meilleures dont nous disposons.

Ludo Melis



ULRICH WANDRUSZKA, *Probleme der neufranzösischen Wortbildung*, Tübingen (Niemeyer) 1976, 127 p. (*Romanistische Arbeitshefte* 16).

Ich hatte gehofft, diese Besprechung aufgrund von Erfahrungen mit diesem Arbeitsheft in der Ausbildung von Studenten schreiben zu können. Doch werde ich das Heft erst nächstes Jahr der Arbeit eines Seminars zugrunde legen können, und es ist jetzt schon höchste Zeit, diese Besprechung zu publizieren. So kann ich den Wunsch des Autors noch nicht erfüllen, ihm eine kritische Stellungnahme, «die sich aus der praktischen Arbeit mit diesem Band im Hochschulunterricht» (p. VII) ergeben hat, vorzulegen. Ich glaube aber doch schon heute sagen zu können, daß diese praktische Arbeit nicht problemlos verlaufen wird.

Das Arbeitsheft ist nicht benutzerfreundlich. Äußere Hilfen wie Register fehlen¹. Wo der Autor sich auf Meinungen anderer Forscher und Forschungsrichtungen bezieht, geschieht dies meistens mit sehr allgemeinen Hinweisen (die höchstens für den guten Kenner der Materie genügen) und selten mit präzisen Verweisen auf Publikationen und Stellen, wo man sich – bei Bedarf – genauer über das Angedeutete orientieren könnte. Erschwerend wirkt sich auch eine allzu große Zurückhaltung des Autors in bezug auf die Abgrenzung seiner eigenen Auffassungen gegenüber denjenigen von anderen Forschern und Forschungsrichtungen aus. Oft lehnt man innerlich bei der Lektüre einen dargelegten Erklärungsversuch ab und erkennt dann schließlich, daß dies auch der Autor tut, wenn auch nicht selten mit vielen Einschränkungen und Vorbehalten. In einem Arbeitsheft wären hier schärfere Grenzziehungen förderlich gewesen. Dies gilt vor allem in bezug auf die Abgrenzung gegenüber dem syntaktisch-transformationalistischen Ansatz in der Wortbildungsforschung. Im Gegensatz zu dieser Richtung, die komplexe Wörter transformationell aus Konstruktionen der freien Syntax abzuleiten sucht, glaubt der Autor an die Erzeugung komplexer Wörter in einer «Wortbildungskomponente», die direkt in den Satz eingesetzt wird. Bei der Ansiedlung der Wortbildungskomponente zwischen Syntax und Lexikon bekommt die von den Transformationalisten vernachlässigte Semantik ein größeres Gewicht². Persönlich glaube ich allerdings, daß der Semantik noch mehr Gewicht gegeben werden müßte, als dies der Autor tut. Von allem Anfang an³ wäre bei der Einführung der kleinsten Elemente mit Zeichencharakter, den *Monemen*⁴, darauf hinzuweisen, daß es bedeutungstragende Moneme (*Semanteme*) und

¹ Ein Sachindex, in dem die behandelten Präfixe und Suffixe sowie auch die verwendete Terminologie zusammengestellt wären, würde die Benützung wesentlich erleichtern. Das Gleiche gilt für einen Wortindex, der das ungeheuer reiche Material alphabetisch aufschlüsseln würde.

² Die zentralen Kapitel, in denen sich der Autor mit der Suffigierung (p. 38–90) sowie mit Komposition und Präfigierung (p. 91–121) befaßt, tragen denn auch den gemeinsamen Titel «Syntax und Semantik in der Wortbildungskomponente».

³ Das heißt gleich im ersten Kapitel: «Die Bauelemente der Wortbildung», p. 1–18.

⁴ Der Autor nennt sie, der amerikanischen Tradition folgend, *Morpheme* (p. 1). Das ist eine unbedeutende Frage der Etikette. Wenn U. WANDRUSZKA seine Morpheme aber als «kleinste bedeutungstragende Einheiten der Sprache» (p. 1) definiert und keine Unterscheidung macht zwischen bedeutungs- und funktionstragenden *Monemen*, geht dies über die Fragen der Terminologie hinaus.

funktionstragende Moneme (*Morpheme*) gibt⁵. Wie stark die Semantik beim richtigen Verstehen der französischen Wortbildungsmöglichkeiten berücksichtigt werden muß, zeigt eine Analyse, der ich voll und ganz beipflichte. Zur Erklärung von Bildungen wie *prunier*, *poirier*, *olivier*, *citronnier* usw. schlägt der Autor folgende Formel vor (p. 64):

-ier: ('Frucht i')_N ———> ('Gewächs, das i trägt')_N

In Worten: Ein Grundwort, das eine Frucht bezeichnet, ergibt mit dem Suffix *-ier* zusammen die Bezeichnung für das betreffende Fruchtgewächs. Die Fruchtbezeichnung ist dabei ein (freies) Grundsemantem, das Suffix *-ier* (m.) ein (gebundenes) Modifikationssemantem. Im Rahmen der genannten – vor allem semantischen – Restriktionen kann die Möglichkeit solcher Bildungen vorausgesagt werden. Die Frage der Vorhersagbarkeit von Bildungen ist für den Autor zurecht die zentrale Frage. Wenn er sich aber in diesem Zusammenhang primär fragt, «inwieweit zwischen Sätzen oder Satzteilen, die bestimmte Typen komplexer Wörter enthalten, und solchen, die in den entsprechenden Positionen bestimmte semantisch äquivalente Konstruktionen der freien Syntax aufweisen, ein regelbestimmter, systematischer transformationeller Zusammenhang hergestellt werden kann⁶», so entspricht dies nicht mehr meiner Perspektive. Die oben zitierte Regel ist in meinen Augen die Beschreibung eines Bauplanes, wie er als Plan im System der französischen Sprache (der *langue* im Saussure'schen Sinne) besteht. Der Bauplan als solcher ist vorgegeben. Er muß weder generiert noch transformiert werden, sondern angewendet, aktualisiert, indem – ebenfalls vorgegebene – Semanteme in ihn eingesetzt werden. Ein Paradebeispiel für einen solchen Plan ist die vom Autor in der «Schlußbemerkung»⁷ kurz erwähnte deutsche Diminutivbildung auf *-chen* oder *-lein*. Dieser Plan sieht die Anfügung der Suffixe *-chen* oder *-lein* vor (mit stilistisch-euphonischer und diatopischer Differenzierung zwischen den beiden Suffixen) und enthält Angaben über den allfälligen Umlaut und über das Geschlecht (Neutrum) sowie – in semantischer Hinsicht – über die Verkleinerung. Seine Anwendung ist nur sehr wenigen Restriktionen unterworfen. Fast alle Substantive können nach diesem Bauplan ein Diminutiv bilden. Schon der erwähnte Bauplan zur Bildung von französischen Fruchtgewächsnamen enthält viel mehr Restriktionen, und im allgemeinen sind die Verhältnisse im Französischen noch komplexer. Dies schließt nicht aus, daß die Bildungsmechanismen grundsätzlich gleich sind, wenigstens bis zu jenem Punkt, wo die Vorhersagbarkeit auf Null sinkt und die Grenze zwischen (potentieller) Wortbildung und (erstarrtem) Wortschatz erreicht ist.

In einer solchen Perspektive geht es nicht darum, daß Konstruktionen der freien Syntax nach bestimmten Regeln durch systematische Transformationen in komplexe Wörter verwandelt werden. Wenn Konstruktionen der freien Syntax neben Resultate der freien Wortbildung gestellt werden, so haben sie den Status von metasprachlichen Paraphrasen. Solche Gegenüberstellungen können großen heuristischen Wert besitzen, indem sie die Beziehungen zwischen den verschiedenen Semantemen eines komplexen Wortes explizit machen. Allerdings ist solches Vorgehen auch nicht frei von Gefahren. Ein Beispiel: U. Wandruszka übernimmt von Ch. Rohrer⁸ das Kompositum *descente-dames*, und er interpretiert es gleich wie Rohrer,

⁵ Leider sind wir auch hier weit von einer einheitlichen Terminologie entfernt. Die Unterscheidung wird aber richtigerweise von vielen Forschern gemacht, wobei zum Beispiel für *Semantem* auch *Lexem*, für *Morphem* auch *Grammem* gesagt wird. Daß sich auch U. WANDRUSZKA der Notwendigkeit dieser Scheidung bewußt ist, zeigt eine Stelle auf p. 14, wo zwischen «Derivationssuffixen» und «Flexionssuffixen» unterschieden wird. Vorher hatte er allerdings die «Affixe» *-is* in *nationalisation* und *-iss* in *brunissement* auf die gleiche Stufe gestellt (p. 10–11).

⁶ Cf. ZFSL 87 (1977), 191, in einer Entgegnung auf die Rezension von STEFAN ETTINGER.

⁷ «Syntax – Wortbildungskomponente – Morphemliste/Lexikon», p. 122–124.

⁸ *Die Wortzusammensetzung im modernen Französisch*, Tübingen 1967, p. 89.

ndem er es zurückführt auf den Satz «les dames descendent», auf einen Satz also, in dem *dames* Subjekt, *descendre* Verb ist (p. 91). Dabei erwähnt er allerdings Rohrsers Vorbehalte nicht, der immerhin mitteilt, seine französischen Informanten haben die Ableitung von *descente-dames* aus *les dames descendent* als unfranzösisch empfunden und die Paraphrase *la descente est réservée aux dames* oder *descente pour dames* vorgezogen. Diese Informanten haben sicher recht. Dies zeigt schon die Tatsache, daß *descente-dames* in einer Linie steht mit *slalom-dames*, (*slalom*) *géant-dames*, bzw. *descente-messieurs*, *slalom-messieurs* usw. Weder Rohrer noch Wandruszka können denn auch einen einzigen anderen Fall beibringen, wo ein aus zwei Substantiven zusammengesetztes Kompositum nach der Formel 'Verbum – Subjekt' gebildet wäre. Solche Bildungen sind nur mit Präposition möglich: *coucher de soleil* usw. Natürlich wirft diese Tatsache die Frage auf, ob denn Bildungen mit Präpositionen bei der Betrachtung der Kompositionsmöglichkeiten nicht mitberücksichtigt werden müssen⁹. Ich bin davon überzeugt. Dann wird man auch die Frage stellen können: Welcher Art muß die Beziehung zwischen zwei Gliedern eines Kompositums sein, damit man diese asyndetisch aneinanderreihen kann¹⁰? Man wird dann auch nicht mehr *bas nylon* aus dem Satz *x fait des bas en nylon* herleiten wollen, sondern sich mit den Hinweisen begnügen, daß *nylon* den Stoff angibt, aus dem der *bas* hergestellt ist, und daß bei solchen Stoffangaben die asyndetische Bildung möglich ist neben der Konstruktion mit den Präpositionen *de* oder *en* (*robe de laine*, *escalier en bois*).

Durch diese Bemerkungen habe ich nun vor allem meine Haltung derjenigen von U. Wandruszka gegenüber abgegrenzt. Dies soll nicht heissen, daß Wandruszkas Perspektive nicht erwägenswert sei. Sonst hätte ich mich nicht so lange mit ihr auseinandergesetzt. Abgesehen davon ist sein Arbeitsheft sehr scharfsinnig geschrieben und verarbeitet eine überaus reiche Fülle von Material. Es eignet sich daher bestens als – allerdings anspruchsvolle – Diskussionsgrundlage.

G. H.



THOMAS KOTSCHI (Hg.), *Beiträge zur Linguistik des Französischen*. Tübingen (Gunter Narr Verlag) 1981, VIII + 181 p. (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 154).

Der vorliegende Band geht auf eine im Wintersemester 1978/79 an der Freien Universität Berlin durchgeführte Ringvorlesung zurück. Ringvorlesungen verfolgen für gewöhnlich den Zweck, einem breiteren, studentischen und nichtstudentischen Publikum aktuelle Fragestellungen und Forschungsrichtungen vorzustellen. Geschieht dies – wie im vorliegenden Fall – innerhalb eines Fachgebietes, kann eine Publikation der Beiträge auch für die Fachwelt von Interesse sein. Freilich drängen sich dann angesichts des doch deutlich anderen Zielpublikums in der Regel Überarbeitungen auf. Dies besonders dann, wenn eine mehrjährige Verzögerung dazukommt. Daß dies offensichtlich nicht für alle Beiträge dieses Bandes in gleichem Maße geschehen ist, trägt erheblich zu seiner – auch qualitativen – Heterogenität bei.

In einem bedenkenswerten Aufsatz *Wissenschaftsgeschichtliche Bemerkungen zur Textlinguistik* (1–20) wehrt sich Jürgen Trabant mit Recht gegen vereinfachende Tendenzen in der linguistischen Geschichtsschreibung, vorab generativ-transformationeller Tradition. In der Textlinguistik werde die Grammatik in doppelter Hinsicht vom Satz auf den «Text» ausgeweitet:

⁹ U. WANDRUSZKA bezeichnet die «Präpositionalsyntagmen» nicht als eigentliche Komposita, sondern nur als «funktional partiell gleichwertige Verfahren», p. 96.

¹⁰ Cf. dazu zum Beispiel G. HILTY, *Langue française*, Zürich 1974, p. 216–225.

- «Erweiterung der Satzgrammatik auf eine *Satz-Satz-Grammatik*» oder «*transphrastische Erweiterung*» (3);
- Neubestimmung des Verhältnisses «des Sprachlichen zur *Situation des Sprechens*, d.h. zu den an der Rede *Beteiligten* und der *außersprachlichen Realität*» oder «pragmatische oder kon-textuelle Erweiterung» (5s.)

Dies ist aber, wie Trautant nachweist, nur gegenüber dem chomskyschen Linguistikverständnis «neu». So habe «der *gesamte* europäische Strukturalismus (...) weder theoretisch noch praktisch die Satzgrenze als Grenze des Linguistischen angesehen» (10). In der europäischen Tradition (zitiert werden – ohne weitere Begründung für gewisse Ausschlüsse – Lausbergs Rhetorik, Voßlers und Spitzers Stilistik, Prager Arbeiten zur funktionellen Satzperspektive, «Text-»Analyse als Aufgabe der Linguistik bei Hjelmslev, *Linguistique de l'énonciation* bei Bally) «ist die Textlinguistik *Weiterentwicklung* und nicht revolutionäre Neuerung» (16).

Der Beitrag von Ekkehard Eggs *Zum Gebrauch des Subjonctif im Französischen* (21–49) illustriert die These, «die Verwendung des Subjonctif sei nicht primär durch bestimmte Syntagmen geregelt (...), sondern abhängig von bestimmten Redesituationen» (24), wie z. B. solche, «in denen ein Sprecher weder das Bestehen noch das Nicht-Bestehen von Sachverhalten behaupten kann/will» oder «in denen ein Sprecher über mögliche Welten reden will» (25) usw., Kategorien wie sie später ähnlich von Robert Martin unter dem Titel «Subjonctif et réalité» in *Logique du sens* (Paris [PUF] 1983, p. 104–126) aufgenommen und ausgebaut worden sind.

In Bernd Kielhöfers Aufsatz *Strukturen der assoziativen Bedeutung* (50–79) geht es um den Beitrag einer experimentellen Psycholinguistik zur lexikalischen Semantik. Gearbeitet wird mit Assoziationstests, d.h. mit den spontanen Antworten einer relevanten Zahl von Informanten auf Stimuluswörter. Trotz der bedeutenden Veränderungen, welche die lexikalische Semantik in den letzten Jahren erlebt hat (cf. z. B. die Beiträge von Wolfgang Raible, *Sem-Probleme oder: gibt es semantische Merkmale?*, *RL* 32 [1981], 27–40 und Christoph Schwarze, *Stereotyp und lexikalische Bedeutung*, *Studium Linguistik* 13 [1983], 1–16), bleiben Kielhöfers Resultate auch heute noch relevant. Erwähnt seien hier namentlich seine Überlegungen zur intralingualen Bedeutungskonstanz (51 ss.), zum Ineinandergreifen von Sprachwissen («Wortfelder») und Sachwissen (inkl. der soziokulturellen Komponente) (59 ss.) und zu den Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen «Wortfeldern» und «psycholinguistischen Assoziationfeldern». Dabei könnte man sich hier allerdings fragen, ob nicht Unvergleichbares verglichen wird, nämlich eine linguistische Konstruktion auf der Abstraktions-ebene einer L-Semantik mit einem Abbildungsversuch der psycholinguistischen Realität (61 ss.). Beobachtungen zur unterschiedlichen Strukturierung der Assoziationsfelder von Nomina (deutlicher ausgeprägte paradigmatische Assoziationen), Verben (eher syntagmatische Assoziationen) usw. (66 ss.) erhärten linguistische Hypothesen über die semantische Mikrostruktur von Verben und namentlich über die Existenz von Kongruenzmerkmalen. Abschließende, kritische Bemerkungen zur Gültigkeit der verwendeten Methode zeugen vom hohen Reflexionsgrad des Autors und münden in die folgende Evaluation: «Der Assoziationstests gibt wichtige Einblicke in semantische Strukturen des psycholinguistischen Lexikons. Bevor wir dieses Einblicke jedoch als gesicherte Erkenntnisse generalisieren, sind sie durch komplementäre Untersuchungsverfahren zu validieren» (77).

Der Herausgeber Thomas Kotschi bietet in seinem eigenen Beitrag *Verbvalenz im Französischen* (80–122) sowohl eine leicht lesbare Einführung in das Phänomen der Valenz wie auch eine Diskussion einiger aktueller Valenzprobleme. Er geht dabei zwar von einer *semantischen* Definition der Valenz als «Leerstellen-Struktur eines Semems» (85) aus, will aber Grundlagen für Untersuchungen bereitstellen, «die von beobachtbaren Erscheinungen der *grammatisch-syntaktischen* [Ausz. v. Rez.] Struktur der französischen Verben ausgehen» (84).

Ein Schwergewicht liegt dabei auf der Vorstellung und Diskussion von genau acht Ergänzungsklassen, welche primär auf Grund ihrer Ersetzbarkeit durch 8 Klassen von Pro-Formen gewonnen werden (E1: *il, elle, ... cela*; E2: *le, la, les, ... cela*; E3: *lui, leur, ... y*; E4: *ici, là, ailleurs, y*; E5: *d'ici, de là, d'ailleurs, en*; E6: *à lui, à elle, ... y | de lui, d'elle, ... en | sur lui, sur elle, ... là-dessus, y | en lui, en elle, ... là-dedans, y | contre lui, ... là contre | pour lui*; E7: *à ce moment-là; tant que ça, autant que ça, ainsi*; E8: *pour tel, comme tel*), wobei die hohe Generalisierbarkeit freilich durch eine gewisse Heterogenität der durch die Pro-Formen markierten morphologischen Strukturen erkauft wird. Darauf aufbauend begründet dann Kotschi Vorschläge «für eine u. a. auch für den Fremdsprachenunterricht relevante Anordnung der französischen Verben nach ihren syntaktisch-konstruktionellen Eigenschaften» (106). Dies geschieht einerseits nach dem Satzstrukturtyp

z. B. VE₁, E₅ *arriver^b, descendre^d, s'éloigner, être^c, monter^d, partir^b, sortir^a, sauter^c, venir^d, ...*

andererseits in alphabetischer Anordnung in Form eines Valenzwörterbuches, mit gleichzeitiger Berücksichtigung der Polysemie (tiefgestellte Zahlenindizes) und der Satzbaumuster (hochgestellte Buchstabenindizes), z. B.

COMPTER	VE ₁	<i>compter^a₁</i> <i>Cela compte peu.</i>
	VE ₁ E ₂	<i>compter^b₂</i> <i>Tu as bien compté les spectateurs?</i>
		<i>compter^b₃</i> <i>Thibault comptait encore à Rouen plusieurs parents proches.</i>
	VE ₁ E ₆	<i>compter^c₄</i> <i>On ne peut pas compter sur lui.</i>
		<i>compter^c₅</i> <i>Il faut compter avec la fatigue.</i>
		<i>compter^c₆</i> <i>Son père compte parmi les meilleurs peintres de l'époque.</i>

usw.

Dieses Vorgehen beruht auf der Voraussetzung, «daß die Unterscheidung zwischen valenzgebundenen Satzkonstituenten (Ergänzungen) und nicht-valenzgebundenen Satzkonstituenten (Angaben) nicht nur in allgemein-theoretischer Hinsicht, sondern auch in jedem konkreten Einzelfall eindeutig getroffen werden kann» (110). Da die Erfüllbarkeit dieser Voraussetzung in jüngster Zeit mehrfach bestritten wurde, begründet Kotschi abschließend auf plausible Weise, weshalb er diese Unterscheidung weiterhin für sinnvoll und notwendig hält, obwohl sie in Einzelfällen «auf erhebliche Schwierigkeiten stößt, weil die Tests keine verlässliche Entscheidungsgrundlage mehr bieten» (113).

Klaus-Henning Schroeder begründet in seinem Beitrag *Schrifttheorie und Konnotation der Schriftzeichen* (123–140) zunächst, «weshalb die geschriebene, in Buchstaben gefaßte Sprache einen gesonderten Untersuchungsgegenstand der Sprachwissenschaft bildet» (123). Das Gerüst seines Beitrags bilden fünf ausführlich kommentierte Thesen:

- «die geschriebene Sprache bildet ein nach eigenen Regeln funktionierendes Zeichensystem» (125);
- «die Einheiten und Regeln des Schriftsystems können unabhängig vom Lautbild bestimmt werden» (126);
- «die geschriebene Sprache gibt eigene Informationen» (128);
- «gesprochene und geschriebene Sprache sind zwei gleichrangige Informationssysteme» (129);

- «bei lebenden Sprachen sind die Beziehungen zwischen Laut- und Schriftsystem zu untersuchen» (131).

Im zweiten Teil des Aufsatzes wird an historischen und zeitgenössischen Beispielen der Gegenstandsbereich einer Schrifttheorie umrissen, wobei der Autor ein besonderes Augenmerk auf die von der *Graphematik* (= strukturelle Beschreibung der verschrifteten Sprache als Zeichensystem) unterschiedene *Graphetik* geworfen hat, welche u.a. den Symbolgehalt ganzer Alphabete oder einzelner Schriftzeichen untersuche, welche von den Konnotationen des Gesprochenen unabhängig sei (134).

Zarko Muljacić widmet seinen kurzen, mit zahlreichen Tabellen illustrierten Beitrag *Das französische phonologische System aus funktionalistischer Sicht (Binarismus vs. «Realismus»)* (141–153) einem kritischen Vergleich der Standpunkte von Roman Jakobson und André Martinet.

Der letzte Beitrag, aus der Feder von Gisela Thiele-Knobloch, betrifft nicht eigentlich die Linguistik des Französischen, sondern dessen Vermittlung. Unter dem Titel *Umgangssprachliche Varietäten und Register im Hochschulunterricht* (156–177) kritisiert die Autorin die übliche, eher zurückhaltende und «minimalistische» Verhaltensweise im Bezug auf «die 'unterhalb' der (präskriptiven) Norm angesiedelten Varietäten und Register» (156). Sie gibt m.a.W. auf die öfters verneinte Frage, ob denn die (Hoch-)Schule etwas anderes als «Norm- bzw. Standardfranzösisch» vermitteln könne, eine klar positive Antwort. Man müsse die Gefahr vermeiden, «Studenten und Schüler zu einer Art fremdsprachlicher Unmündigkeit zu erziehen» (166). Aufgrund der Durchsicht verschiedener Sprachlehrgänge schlägt G. Th.-K. vor, «von seiner [sc. des Lernenden] im allgemeinen sicheren pragmatischen Kompetenz in der Muttersprache und seinem sicheren Einschätzungsvermögen für formelle bzw. familiäre Kommunikation, für Abschleifungen bis hin zu Formen des Slang aus[zu]gehen, um, über den Vergleich [Auszeichnung vom Rezensenten] eine sichere Kompetenz und eine (...) fremdsprachliche Performanz in außernormativen Registern aufzubauen» (166). Dabei gelte es insbesondere, den Fremdsprachaufenthalt durch vor- und nachbereitende Kolloquien derart ins Curriculum einzubauen, daß die «Faszination im Kontakt mit der lebendigen Sprache nicht unkontrolliert auswuchert» und der Student in die Lage versetzt wird, «seinen Spracherwerb in Bezug auf Varietät und Register selber zu steuern» (175).

Alles in allem ein interessanter Band, der thematisch einen weiten Bogen spannt und einen guten Einblick in die am Institut für romanische Philologie der F. U. Berlin geleistete Arbeit bietet.

Georges Lüdi



CHRISTINA HELDNER, *La portée de la négation*. Un examen de quelques facteurs sémantiques et textuels pertinents à sa détermination dans des énoncés authentiques, Stockholm 1981, 187 p.

Der Begriff des *Skopus* der Negation (engl. *scope*, fr. *portée*) gehört zu jenen Begriffen, welche die heutige Linguistik der mathematischen Logik verdankt. Es sind wohl auch die Logiker gewesen, die als erste auf die «Mehrdeutigkeit» der Negation in Sätzen wie dem folgenden hingewiesen haben:

- (1) Pierre ne boit pas ce vin.

Dieser Satz läßt sich in einem (nicht völlig formalisierten) Prädikatenkalkül etwa wie folgt darstellen:

- (1') $\sim (x \text{ est Pierre} \ \& \ y \text{ est ce vin} \ \& \ x \text{ boit } y)$

Der positive Satz *Pierre boit ce vin* wird also zunächst in drei Aussagen aufgelöst, und die Negation kommt ganz links vor die Klammer zu stehen, was bedeutet, daß der ganze Klammerausdruck im Skopus der Negation liegt. Damit dieser als ganzes falsch wird, genügt es jedoch, daß eine der Aussagen falsch ist. Ist die Aussage (x est Pierre) falsch, so bedeutet Satz (1), daß jemand anderer den Wein getrunken hat. Ist die Aussage (y est ce vin) falsch, so bedeutet er, daß Pierre etwas anderes als diesen Wein getrunken hat. Daß sich die Negation auf die zentrale Aussage (x boit y) bezieht, kommt eher selten vor; daß dies möglich ist, belegt jedoch das folgende Beispiel:

- (2) Pierre ne boit pas ce vin; il le déguste.

Es können aber auch mehrere Aussagen gleichzeitig oder sogar alle Aussagen zusammen falsch sein. Letzteres ist allerdings äußerst selten, wie das bereits eher an den Haaren herbeigezogene Beispiel (3) zeigt:

- (3) – Je m'étonne que Pierre boive ce vin.
 – Ah non! Pierre ne boit pas ce vin. D'abord vous confondez Pierre avec son frère René. Ensuite, ce qu'il y a dans son verre, ce n'est pas du vin, c'est du cognac. Et enfin, un homme comme René ne boit pas du cognac; il le déguste.

Nun lassen sich aber längst nicht alle Sätze in dieser Art und Weise analysieren. Wie wir noch im einzelnen sehen werden, gibt es beispielsweise Satzglieder, die außerhalb des Skopus der Satznegation stehen, aber auch solche, die gleichsam die Satznegation an sich ziehen. So ist beispielsweise Satz (4), den man durch eine einfache Expansion aus Satz (1) erhält, nicht in gleicher Weise mehrdeutig wie Satz (1):

- (4) Pierre ne boit pas rapidement ce vin.

Dieser Satz heißt nämlich etwa soviel wie:

- (4') Pierre boit ce vin, mais pas rapidement.

Die Negation bezieht sich also ausschließlich auf das Prädikatsadverb *rapidement*.

Damit habe ich in ungefähr die Problematik umrissen, mit welcher sich die vorliegende Stockholmer Dissertation befaßt. Es handelt sich dabei um eine Problematik, die schon seit einiger Zeit bekannt war, die aber offenbar als derart komplex galt, daß sich noch niemand gewagt hat, der Sache auf den Grund zu gehen. Christina Heldner wäre deshalb selbst dann für ihren Mut zu loben, wenn sie an diesem Thema gescheitert wäre. Davon kann aber keine Rede sein. Im Gegenteil! Es handelt sich hier um eine außerordentlich gelungene Dissertation, und ich möchte meinen, daß ihre zumeist sehr überzeugenden Interpretationen die Forschung zur französischen Negation einen nicht geringen Schritt weitergebracht haben. Auch in methodischer Hinsicht ist die Arbeit sehr solid. Sie stützt sich einerseits auf eine Sammlung von 7 bis 8000 Originalbeispielen, andererseits auf Umfragen bei französischsprachigen Gewährspersonen.

Mit diesem Lob könnte ich es eigentlich bewenden lassen. Nun trifft es sich allerdings, daß mich das Thema, um das es hier geht, sehr stark interessiert¹. Ich habe deshalb die vorliegende Dissertation zum Anlaß genommen, ein paar Betrachtungen anzustellen, die zum Teil über die Interpretationen von Christina Heldner hinauszugehen versuchen.

An den Anfang stelle ich dabei die Ergebnisse des «Entailment and Inconsistency Tests», welchen die Verfasserin von Geoffrey Leech² übernommen hat. Dieser entspricht eigentlich

¹ Cf. auch meinen Artikel *Negation und Präsupposition*, *VRom.* 34 (1975), 27–57.

² GEOFFREY LEECH, *Semantics*, Harmondsworth 1974, p. 91/92.

genau den Prinzipien einer wahrheitsrelationalen Logik, wie sie von Robert Martin³ propagiert wird. Gegeben sei beispielsweise folgender Satz:

- (5) a. Je n'ai pas cité le nom de Robert Hersant à la légère.

Nehmen wir an, dieser Satz sei wahr; wie steht es dann um den Wahrheitswert der Sätze (5b) und (5c)?

- (5) b. J'ai cité le nom de Robert Hersant.
c. Je n'ai pas cité le nom de Robert Hersant.

Jedermann wird uns zustimmen, wenn wir sagen, daß unter diesen Umständen (5b) wahr und (5c) falsch ist. (5a) impliziert (entails) mit andern Worten den positiven Satz (5b) und ist inkonsistent mit dem negativen Satz (5c). (5a) ist deshalb neben (4) ein weiteres Beispiel eines «*énoncé partiellement nié*», um mich der Terminologie Christina Heldners zu bedienen, und *à la légère* ist ein weiteres Element, das die Eigenschaft + NEG hat.

Das genau umgekehrte Ergebnis erhalten wir dagegen, wenn das weggelassene Element außerhalb des Skopus der Negation steht. (6a) ist inkonsistent mit dem positiven Satz (6b) und impliziert den negativen Satz (6c):

- (6) a. Marx n'a sûrement pas pensé à cela.
b. Marx a pensé à cela.
c. Marx n'a pas pensé à cela.

Sûrement ist ein sogenanntes Satzadverb, von denen die allermeisten zu den «*éléments imperméables à la négation*» gehören. Die gleiche Eigenschaft haben auch die Konzessivsätze und die von *puisque* eingeleiteten Kausalsätze (cf. Heldner, p. 134ss.).

Einen dritten Fall repräsentiert das folgende Beispiel:

- (7) a. Hier soir, en sortant, il n'a pas mis son imperméable.
b. Hier soir, en sortant, il a mis quelque chose.
c. Hier soir, en sortant, il n'a rien mis.

In diesem Beispiel werden (7b) und (7c) weder von (7a) impliziert noch sind sie mit (7a) inkonsistent. Wir haben es nämlich wiederum mit jener mehrdeutigen Verwendung der Negation zu tun, die wir bereits in Beispiel (1) angetroffen haben.

Christina Heldner erwähnt nun aber auch noch einen vierten Fall:

- (8) a. Le médecin-chef ne passait pas les dimanches.
b. Le médecin-chef passait.
c. Le médecin-chef ne passait pas.

In diesen und ähnlichen Beispielen wurde sowohl (8b) wie (8c) als wahr beurteilt, vorausgesetzt, daß (8a) wahr ist. Ganz offensichtlich wurde (8a) also dahingehend interpretiert, dieser Satz impliziere, daß der Chefarzt an den andern Tagen vorbeikomme. Insofern sind sowohl (8b) wie auch (8c) wahr, nur nicht für den gleichen Zeitpunkt.

Christina Heldner, p. 40, hat sicherlich recht, wenn Sie in diesem Zusammenhang auf die *loi de l'exhaustivité* von Ducrot und auf die beiden Quantitätsmaximen von Grice hinweist. Letztere lauten bekanntlich⁴:

³ Cf. ROBERT MARTIN, *Inférence, antonymie et paraphrase*. Éléments pour une théorie sémantique, Paris 1976 (cf. auch meine Besprechung in *VRom.* 37 [1978], 224–228), und besonders sein jüngstes Buch *Pour une logique du sens*, Paris 1983.

⁴ H. PAUL GRICE, *Logic and Conversation*, in: PETER COLE/JERRY L. MORGAN, *Syntax and Semantics*, vol. 3: *Speech Acts*, New York 1975, p. 41–58, Zitat p. 45.

- «1. Make your contribution as informative as is required (for the current purposes of the exchange).
2. Do not make your contribution more informative than is required.»

Im Falle des Satzes (8a) scheinen mir sogar beide Maximen gleichzeitig anwendbar. Nach der ersten Maxime darf der Hörer von einem kooperativen Sprecher annehmen, daß er ihm nichts verschweigt, was von Belang sein könnte. Wenn also auch im erweiterten Kontext von (8a) nur die Rede von den Sonntagen ist, so darf der Hörer daraus schließen, der Chefarzt habe sich an den andern Tagen durchaus blicken lassen. Die Auskunftspersonen von Christina Heldner haben denn offensichtlich auch diesen Schluß aus (8a) gezogen.

Hätte im übrigen der Sprecher des genannten Satzes sagen wollen, der Chefarzt sei überhaupt nie vorbeigekommen, so hätte es beispielsweise genügt, den kürzern Satz (8b) zu verwenden. Würde er unter diesen Umständen trotzdem den expandierten Satz (8a) verwenden, so würde er gegen die zweite Quantitätsmaxime verstossen. Ist der Sprecher kooperativ, so darf man wohl ausschließen, daß er mit (8a) sagen wollte, was auch in dem kürzeren Satz (8b) enthalten ist.

Diese letztere Argumentation trifft nun aber eigentlich auf jedes fakultative Satzglied zu, also beispielsweise auch auf *rapidement* in (4) und *à la légère* in (5a). Dagegen ist *son impérmeable* in (7a) als «complément d'objet direct» ein obligatorischer Mitspieler. Deshalb kann man in (7b) und (7c) dieses Satzglied auch nicht weglassen, sondern muß es durch *quelque chose* oder *rien* ersetzen. Ein besonders auffälliges Beispiel für das unterschiedliche Verhalten der obligatorischen und fakultativen Satzglieder mit der Negation scheint mir das folgende zu sein:

- (9) a. Le tribunal compétent n'a pas prononcé le jugement.
- b. Le jugement n'a pas été prononcé par le tribunal compétent.

Obwohl sich (9b) durch eine Passivtransformation aus (9c) herleitet, sind die beiden Sätze letztlich nicht äquivalent. In Satz (9a) haben wir es wiederum mit einer zweideutigen Negation zu tun, während (9b) für mich eindeutig bedeutet, daß das Urteil zwar gefällt wurde, aber nicht vom zuständigen Gericht. Durch die Passivtransformation wird eben der obligatorische Mitspieler Subjekt zu einem fakultativen Mitspieler, und damit zur eigentlichen «Zielscheibe» der Negation.

Grundsätzlich glaube ich, daß die Problematik der französischen Negation *ne ... pas* – und wir beschränken uns wie Christina Heldner auf diese Negation – darin liegt, daß sie im Gegensatz etwa zum deutschen *nicht* immer beim Verb steht, also eigentlich immer mehrdeutig ist, obwohl in den meisten Fällen eine solche Mehrdeutigkeit der Negation gar nicht erwünscht ist. Nun dürfen wir aber annehmen, daß es auf der Bedeutungsseite der Sprache neben einer logisch-semantischen Komponente auch eine pragmatische und eine diskursive Komponente gibt⁵, die es erlauben, die fast immer mehrdeutigen Sprachzeichen aus der Sprechsituation heraus so zu interpretieren, daß sie in den meisten Fällen wieder eindeutig werden. In dieser Weise erkläre ich mir auch die Existenz einer aus der Quantitätsmaxime ableitbaren pragmatischen Regel, nach welcher sich die Negation *ne ... pas* primär auf die fakultativen Satzglieder bezieht.

Nun könnte man einwenden, in (5a) und (8a) hätten wir es zweimal mit fakultativen Satzgliedern zu tun, der «Entailment and Inconsistency Test» habe aber in beiden Fällen nicht zum gleichen Ergebnis geführt. Dem möchte ich entgegenhalten, daß die gleiche Regel

⁵ Cf. MARTIN (1983), *op. cit.*, chapitre V. – Eine im wesentlichen gleichartige Konzeption findet man auch bei GEOFFREY LEECH, *Principles of Pragmatics*, London–New York 1983 (*Longman Linguistic Library* 30).

mit funktionell unterschiedlichen Satzgliedern nicht die gleiche Wirkung zu haben braucht. Damit stoßen wir allerdings auf eines der großen ungelösten Probleme der gegenwärtigen Linguistik, die funktionelle Klassifikation der vom Verb abhängigen Satzglieder. Man muß zunächst wissen, daß diese in keiner Weise identisch ist mit der morphologischen Klassifikation in Nominalphrasen, Präpositionalphrasen usw.⁶, die sich ohnehin als eher unergiebig erweist. Sie fällt auch nicht zusammen mit einer allfälligen Einteilung in Tiefenkasus oder mit der Unterscheidung zwischen *actants* und *circonstants*, die im wesentlichen auf dem Kriterium der Verbabhängigkeit beruht⁷.

Es darf nun aber darauf hingewiesen werden, daß man bei Christina Heldner ein paar bemerkenswerte Ansätze für eine funktionelle Klassifikation der Verbalexpansionen findet. Diese Ansätze nehmen im wesentlichen Anregungen auf, die auf Suzanne Schlyters Klassifikation der *-ment*-Adverbien⁸ zurückgehen. Ich möchte hier nur zwei Kategorien herausgreifen, die bei Christina Heldner einigermaßen Kontur annehmen. Da sind zunächst jene Satzglieder, welchen nach unserer Verfasserin die Eigenschaft +NEG zukommt, d. h. jene Satzglieder, die eine besonders enge Verbindung mit der Negation eingehen⁹. Dazu gehören einerseits jene Kategorien von Adverbien, welche Suzanne Schlyter als *adverbes verbaux* (cf. Beispiel (5a)) und als *adverbes d'événement* (cf. Beispiel (4)) bezeichnet, andererseits ein noch näher zu bestimmender Teil der Präpositionalphrasen¹⁰, für den ich hier nur zwei Beispiele gebe:

- (10) a. On ne remplace pas *au pied levé* un Antoine Guérini.
b. Jules n'a pas garé sa voiture *devant une sortie de garage*.

Ein Teil der Präpositionalphrasen gehört aber auch zur Klasse jener Satzglieder, welche Christina Heldner im Anschluß an Suzanne Schlyter als *compléments cadre* bezeichnet. Gemeint sind damit jene Satzglieder, die sich im «Entailment and Inconsistency Test» wie *les dimanches* in Satz (8a) verhalten. Es handelt sich dabei im wesentlichen um Zeit-, Orts- und verwandte Angaben, welche einen Rahmen bezeichnen, innerhalb dessen eine Satzaussage wahr oder falsch ist. Einige zusätzliche Beispiele dafür sind:

- (11) a. Cet homme ne pouvait pas exister *en France*.
b. Je n'ai pas été précoce *dans ce domaine*.
c. Il n'aura pas le Parti derrière lui *pour cette combine*.
d. *Extérieurement*, cette nouvelle «244» ne diffère guère de l'ancienne «144».

Bevor wir nun aber weitergehen, muß ich zunächst noch erwähnen, daß die Regel, wonach sich die Negation immer primär auf die fakultativen Satzglieder bezieht, noch einer wichtigen strukturell-syntaktischen Einschränkung unterworfen ist. Nach den Untersuchungen Chri-

⁶ Die klassische Einteilung in *sujet*, *complément d'objet* usw. ist ein Zwitterding, da sie neben formalen auch (unklare) semantische Kriterien berücksichtigt.

⁷ Cf. dazu meinen Artikel *Das logische Subjekt des Objektsinfinitivs*, erscheint in *Romanistisches Jahrbuch*.

⁸ SUZANNE SCHLYTER, *La place des adverbes en -ment en français*, Diss. Konstanz 1977.

⁹ CHRISTINA HELDNER, p. 84ss., zeigt allerdings, daß man auch in diesem Fall nicht völlig sicher sein kann, daß sich die Negation unter allen Umständen auf das Satzglied mit der Eigenschaft +NEG bezieht. Das ist aber nur ein zusätzliches Argument dafür, daß die Zuordnung der Negation letztlich auf Grund einer pragmatischen und nicht einer semantischen oder syntaktischen Regel erfolgt.

¹⁰ Die Abgrenzung, welche CHRISTINA HELDNER, p. 146–153, vornimmt, überzeugt mich nicht in allen Teilen. So hätte ich beispielsweise das komparative Satzglied in «Ces gens ne vivent pas comme nous» zu den Elementen mit der Eigenschaft +NEG gerechnet.

stina Heldners (p. 86ss.) steht in partiell negierten Sätzen das negierte Satzglied immer rechts von der Negation – oder, besser gesagt, rechts vom *forclusif*, dem zweiten Teil der Negation. Wenn wir unsere Regel in diesem Sinne präzisieren, so brauchen wir nicht einmal eine Ausnahme für die Satzadverbien zu machen. Die große Mehrheit der Satzadverbien, die bekanntlich eine «modale» Aussage über den Rest des Satzes machen, steht grundsätzlich außerhalb des Skopus der Negation¹¹; man findet sie aber auch nicht rechts von der Negation, es sei denn, sie werden durch eine Pause (im mündlichen Sprachgebrauch) oder durch ein Komma (im schriftlichen Sprachgebrauch) als parenthetische Elemente herausgestellt:

- (12) a. Malheureusement, elle ne le voit pas.
 b. Elle ne le voit malheureusement pas.
 c. * Elle ne le voit pas malheureusement.
 d. Elle ne le voit pas, malheureusement.

Auffälligerweise sind demgegenüber die Adverbien mit der Eigenschaft +NEG nur gerade in der Stellung (c) akzeptabel, in der das Satzadverb inakzeptabel ist:

- (13) a. * Distinctement, elle ne le voit pas.
 b. * Elle ne le voit distinctement pas.
 c. Elle ne le voit pas distinctement.
 d. * Elle ne le voit pas, distinctement.

Im Hinblick auf die Wortstellung bereitet nun aber das *complément cadre* eine Überraschung. Es kann nämlich auch links von der Negation stehen, ohne daß sich der Sinn des Satzes wesentlich ändert. Man vergleiche etwa den folgenden Satz mit (8a):

- (14) Les dimanches, le médecin-chef ne passait pas.

Der einzige Unterschied zwischen (8a) und (14) liegt wohl darin, daß in (8a) *le médecin-chef*, in (14) aber *les dimanches* das Thema des Satzes bilden. In Satz (14) wird tatsächlich eine Aussage über die Sonntage gemacht, und *les dimanches* steht damit offensichtlich außerhalb des Skopus der Negation. Die Regel, wonach im partiell negierten Satz das negierte Satzglied rechts von der Negation zu stehen hat, würde somit nicht widerlegt.

Wir erhalten damit die merkwürdige Situation, daß die Zeitangabe *les dimanches* einmal innerhalb und einmal außerhalb des Skopus der Negation steht, ohne daß sich (zumindest auf der logisch-semantischen Ebene) etwas an der Bedeutung beider Sätze ändert. Das scheint nun aber tatsächlich eine Grundeigenschaft der *compléments cadre* zu sein. Mache ich ein solches zum Focus einer *phrase clivée* (*cleft sentence*), so kommt es ebenfalls nicht darauf an, in welchem Teil des Satzes die Negation steht:

- (15) a. C'est les dimanches que le médecin-chef ne passait pas.
 b. Ce n'est pas les dimanches que le médecin-chef passait.

Im Vergleich dazu ist es etwa bei einem Adverb mit der Eigenschaft +NEG durchaus entscheidend, auf welcher Seite die Negation steht:

- (16) a. Ce n'est pas rapidement qu'il passait.
 b. * C'est rapidement qu'il ne passait pas.

Diesen Unterschied glaube ich jedoch aus den funktionellen Eigenschaften des *complément cadre* erklären zu können. Zur Behandlung dieses letzteren kann uns die Zeitlogik wenigstens

¹¹ Nach SUZANNE SCHLYTER, *op. cit.*, p. 112–117 (cf. dazu CHRISTINA HELDNER, p. 91–94), gibt es eine kleine Gruppe von «adverbes de phrase sous la négation», zu welcher *nécessairement*, *obligatoirement*, *forcément*, ferner *vraiment* (in einer seiner zahlreichen Funktionen), *réellement* und *véritablement* gehören.

zum Teil ein adäquates Modell liefern. Diese behandelt die Zeitangaben als Operatoren, wobei eine Proposition der Zeitlogik grundsätzlich folgende Form hat: $P \alpha A$ (lies: die Aussage A gilt in der Position α). Nun ist aber eines der Grundaxiome der Zeitlogik¹²:

$$(17) P\alpha (\sim A) \equiv \sim P\alpha (A)$$

Das heißt, daß die beiden Aussagen «Es ist wahr in der Position α , daß A nicht ist» und «Es ist nicht wahr in der Position α , daß A ist» äquivalent sind, was auch dem Sprachempfinden entspricht. Mit andern Worten kommt es aufs gleiche heraus, ob die Negation sich auf den Operator oder auf die Satzaussage bezieht. Das ist aber genau diejenige Eigenschaft, welche wir bei den *compléments cadre* festgestellt haben. Ich schließe daraus, daß diese letzteren tatsächlich die gleichen oder wenigstens ähnliche Eigenschaften haben wie die Operatoren der Zeitlogik.

Was nun allerdings die Angaben mit der Eigenschaft +NEG betrifft, so stellt sich das Problem wesentlich anders dar. Einen Satz wie (18) würde man im Prädikatenkalkül wohl am adäquatesten wie (18') wiedergeben:

(18) Pierre pense rapidement.

(18') $(x \text{ est Pierre}) \ \& \ (x \text{ pense}) \ \& \ (sa \text{ pensée est rapide})$

Der negative Satz (19) würde dann eindeutig (19') entsprechen, wo sich die Negation ausschließlich auf die letzte Aussage bezieht:

(19) Pierre ne pense pas rapidement.

(19') $(x \text{ est Pierre}) \ \& \ (x \text{ pense}) \ \& \ (\sim \text{sa pensée est rapide})$

Zusammenfassend scheint es sich also durchaus zu bestätigen, daß es eine Interpretationsregel etwa des Inhalts gibt, daß sich die Negation *ne ... pas* primär auf fakultative Satzglieder rechts von ihr bezieht. Angesichts der unterschiedlichen funktionellen Eigenschaften der Satzglieder führt aber ein- und dieselbe Regel bei verschiedenen Satzgliedern auch zu unterschiedlichen Ergebnissen. Während die besondere Funktion der *compléments cadre* diese Regel praktisch wirkungslos macht, ergibt sich bei den Angaben mit der Eigenschaft +NEG eine sehr enge Verbindung mit der Negation. Dies wirkt sich offensichtlich auch aus, wenn in einem negativen Satz beide Arten von Angaben, mit denen wir uns hier befaßt haben, vorkommen.

(20) Le médecin-chef ne passait pas volontiers les dimanches.

Dieser Satz impliziert:

(20') Le médecin-chef passait les dimanches.

(20) ist also ein partiell negierter Satz mit *volontiers* im Skopus der Negation. Allerdings bedürfte das Problem solch komplexer Sätze noch weiterer Abklärung, denn Christina Heldner befaßt sich damit kaum.

Dagegen möchte ich das Problem jener Adverbien, bei denen der «Entailment and Inconsistency Test» scheinbar versagt, nicht unerwähnt lassen. Es handelt sich dabei im wesentlichen um jene Klasse von Adverbien, welche Suzanne Schlyter (*op. cit.*, p. 45–54) als *adverbes de degré* bezeichnet, und deren wichtigste syntaktische Eigenschaft die Tatsache ist, daß sie nicht nur in Abhängigkeit von einem Verb, sondern auch in Abhängigkeit von einem Adjektiv oder einem andern Adverb auftreten können. Wie Christina Heldner in ihrer ausführlichen Untersuchung dieser Klasse zeigt (p. 105–133), versagt der Implikationstest längst nicht in allen Fällen. In den folgenden Fällen ist es jedoch eindeutig, daß die (a)-Sätze die (b)-Sätze in keiner Weise implizieren. Trotzdem gibt es aber kaum einen Zweifel, daß sich die

¹² Cf. NICHOLAS RESCHER/ALASDAIR URQUHART, *Temporal Logic*, Wien–New York 1971, p. 14. – Cf. auch JEAN-LOUIS GARDIES, *La logique du temps*, Paris 1975 (*SUP-Le philosophe* 120), p. 85.

Negation jeweils ausschließlich auf das Adverb bezieht. Dafür spricht nicht nur die Tatsache daß die gegebenen Adverbien unmöglich links von der Negation stehen könnten. Zu beachten ist auch, daß die (a)-Sätze in etwa mit den beigefügten (c)-Sätzen äquivalent sind:

- (21) a. Au fond, ces pays ne l'intéressaient pas *beaucoup*.
 b. Au fond, ces pays l'intéressaient.
 c. Au fond, ces pays l'intéressaient peu.
- (22) a. Les Québécois ne craignent pas *trop* les représailles de leurs voisins.
 b. Les Québécois craignent les représailles de leurs voisins.
 c. Les Québécois craignent assez peu les représailles de leurs voisins.
- (23) a. Ce n'était déjà pas *bien* gai.
 b. C'était déjà gai.
 c. C'était déjà assez triste.
- (24) a. Une chaudière nucléaire ne s'arrête pas *aussi simplement* qu'une chaudière classique.
 b. Une chaudière nucléaire s'arrête simplement.
 c. Une chaudière nucléaire s'arrête plus difficilement qu'une chaudière classique.

Wie Christina Heldner sehr schön nachweist, stehen alle Adverbien, um die es hier geht, in einer graduellen Oppositionsreihe. Sie geben den Grad an, bis zu welchem etwas zutrifft. Man hätte in dieser Interpretation aber auch noch etwas weiter gehen können. Das eigentliche Problem scheint mir darin zu bestehen, daß im Kontext von graduellen Adjektiven und Adverbien die Negation *ne ... pas* nicht wie der logische Negationsoperator funktioniert, denn graduelle Oppositionen lassen sich im Rahmen einer zweiwertigen Logik, d.h. einer Logik, die nur die Wahrheitswerte 'wahr' und 'falsch' kennt, überhaupt nicht darstellen. Für solche Fälle hat denn auch Robert Martin einen «Inversionsoperator» vorgeschlagen¹³, dessen Eigenschaften sich aber ohne Zweifel nicht im Rahmen der elementaren Logik darstellen lassen. Es ist unter diesen Umständen auch nicht verwunderlich, wenn der «Entailment and Inconsistency Test», der letztlich auf Begriffen der elementaren Logik aufbaut, an dieser Stelle versagen muß. Damit bestätigt grundsätzlich auch diese letzte Gruppe von Beispielen wiederum die Richtigkeit unserer allgemeinen Interpretationsregel der Negation *ne ... pas*.

Nachdem wir uns nun sehr lange bei dieser Regel und ihren Konsequenzen aufgehalten haben, mag ein verhältnismäßig kurzer Hinweis auf die kontextuellen Interpretationsmöglichkeiten der Negation *ne ... pas* genügen. Christina Heldner befaßt sich damit im dritten Kapitel (p. 49–82). Das folgende Beispiel zeigt, in welcher Weise der Kontext zur «Desambiguierung» eines negativen Satzes beitragen kann:

- (25) a. Je n'ai pas vu le père, mais la mère.
 b. Je n'ai pas vu le père.
 c. J'ai vu quelqu'un.

Nur der erweiterte Satz (25a), nicht aber Satz (25b), impliziert (25c), denn der Zusatz in (25a) macht klar, auf welches Satzglied sich die Negation bezieht. Dabei ist aber (25a) nur eine der möglichen syntaktischen Erscheinungsformen dieser oppositiven Konstruktion. Weitere möglichen Formen wären etwa:

- (26) a. Je n'ai pas vu le père. J'ai vu la mère.
 b. Je n'ai pas vu le père, mais j'ai vu la mère.
 c. J'ai vu la mère, mais je n'ai pas vu le père.
 d. J'ai vu non pas le père, mais la mère.
 e. Ce n'est pas le père, mais la mère que j'ai vue.

¹³ MARTIN (1976), *op. cit.*, p. 60ss.

Zwischen all diesen Konstruktionen bestehen subtile Unterschiede, welche Christina Heldner herauszuarbeiten und auch zu erklären sucht¹⁴.

Zum Schluß bliebe noch zu überlegen, ob es nicht andere Interpretationsansätze gibt, die zu einer «Desambiguierung» der Negation *ne ... pas* führen können. Da sich die vorliegende Arbeit ausschließlich mit geschriebener Sprache beschäftigt, fällt natürlich die Intonation außer Betracht. Dagegen wäre zu überlegen gewesen, ob nicht auch die Thema/Rhema-Unterscheidung zu berücksichtigen wäre, denn auf Grund der spezifischen Funktion des Themas scheint es mir eigentlich ausgeschlossen, daß dieses im Skopus der Negation stehen kann.

Wie dem auch sei, es wäre völlig verfehlt, man wollte Christina Heldner vorwerfen, daß sie nicht gleich sämtliche Teilprobleme ihres komplexen Themas im Alleingang gemeistert hat. Die Bemerkungen dieser Besprechung wollen denn auch nicht in erster Linie als Kritik verstanden sein, sondern als Anregung zu einer weiterführenden Behandlung des Themas, nachdem auf diesem Gebiete nunmehr ein vielversprechender Anfang gemacht wurde.

Jakob Wüest



JOACHIM STURM, *Morpho-syntaktische Untersuchungen zur «phrase négative» im gesprochenen Französisch. Die Negation mit und ohne NE*. Frankfurt am Main–Bern (Lang) 1981, 323 p. (*Europäische Hochschulschriften: Reihe 13, Französische Sprache und Literatur 71*).

Der Ausfall von *ne* gilt bekanntlich als ein typisches Merkmal des gesprochenen Gegenwartsfranzösisch. F. J. Hausmann stellt zu recht fest: «über kaum ein Faktum des code parlé sind wir so gut unterrichtet wie über die Verkürzung der Negation *ne ... pas* zu *pas*»¹. Auf dieses Phänomen ist die vorliegende Dissertation, die sich auf das Corpus d'Orléans abstützt, ausgerichtet. Dem Verfasser geht es im wesentlichen darum, «Aussagen über die Verteilung von Sätzen mit/ohne NE in Texten gesprochener Sprache in erster Linie über die Linguistik im engeren Sinne als Instrumentarium zu gewinnen, die Validität linguistischer Kategorien für das Setzen/Fehlen von NE zu überprüfen und mit einer linguistischen Beschreibung zu erfassen» (p. 12). Das Hauptaugenmerk gilt den innersprachlichen Faktoren; extralinguistische Faktoren werden in einem kurzen Kapitel (p. 100–106) abgehandelt; es zeigt sich, daß zum Teil signifikante Unterschiede je nach Alter, Geschlecht und Schulbildung festzustellen sind².

¹⁴ Etwas gesucht scheint mir ihre Erklärung (p. 68ss.) des Unterschieds zwischen den Konstruktionen vom Typus (26a) und (26b). Merkwürdigerweise läßt sie nämlich die an und für sich naheliegendste Lösung außer Betracht, daß nämlich der Unterschied etwas mit der Konjunktion *mais* zu tun haben könnte.

¹ Cf. L. SÖLL, *Gesprochenes und geschriebenes Französisch*, Berlin (E. Schmidt), 2. revidierte und erweiterte Auflage, bearbeitet von F.-J. HAUSMANN, 1980, p. 117.

² Auf die drei von STURM unterschiedenen Altersgruppen verteilen sich die Negationssätze wie folgt:

50 und älter	995 davon mit <i>ne</i>	361	(= 36,28%)
30–49	1126 davon mit <i>ne</i>	346	(= 30,73%)
18–29	1293 davon mit <i>ne</i>	373	(= 28,85%)

Es zeigt sich, daß die ältere Generation häufiger an *ne* festhält als die jüngeren Sprecher. Innerhalb der einzelnen Altersklassen sind zum Teil erhebliche Differenzen zwischen weiblichen und männlichen Probanden festzustellen (p. 100s.):

Leider bleiben im Hauptteil der Arbeit die extralinguistischen Faktoren, für deren Behandlung das Corpus d'Orléans sich wie wohl kaum ein anderes besser geeignet hätte, unberücksichtigt. Trotzdem versucht der Verfasser bei der Auswahl seiner 25 face to face Interviews, eine «annähernd gleichmäßige Streuung über die einzelnen Alters- und Berufsgruppen zu erreichen» (p. 84)³. Daraus ergibt sich, daß die ermittelten Daten Durchschnittswerte darstellen. Sturm wäre im Hinblick auf die allgemeine Zielsetzung seiner Arbeit besser beraten gewesen, sich auf eine möglichst homogene Sprechergruppe zu beschränken und dadurch die Zahl der extralinguistischen Unbekannten so klein als möglich zu halten.

Im folgenden seien die wichtigsten Ergebnisse des zentralen und umfangreichsten Kapitels kurz zusammengefaßt, in dem der Einfluß innersprachlicher Faktoren auf das Setzen/Weglassen von *ne* untersucht wird (p. 106–173, bzw. –198). Das Corpus weist eine Gesamtzahl von 3448 Negationssätzen auf⁴; in 1085 Fällen wird mit der vollen Negation (= 31,47%) verneint, in den übrigen 2363 (= 68,53%) fehlt die Partikel *ne*. Nach *il*, *on* und bei *ça* + (kons.) Verb beispielsweise liegt der Anteil von *ne* nahe beim Durchschnittswert; bei *j(e) (n') ai pas*, *j(e) (n') étais pas* oder *c(e) (n') est pas* sind hingegen signifikant wenig *ne* zu beobachten; besonders resistent erweist sich *ne* nach subst. Subjekt, nach vorausgehendem relativen *qui*, ferner in Sätzen mit *nous* als Subjekt und solchen, in denen das Verb im *futur simple* steht (p. 174ss.). – Wenden wir uns zunächst den Fällen zu, in denen ein überdurchschnittlich hoher Anteil von *ne* zu beobachten ist. Sätze mit subst. Subj.: in insgesamt 183

50 und älter

Männer:	287	<i>ne</i>	80	27,87%
		—	207	
Frauen:	746	<i>ne</i>	293	39,27%
		—	453	

30–49

Männer:	553	<i>ne</i>	135	24,41%
		—	418	
Frauen:	573	<i>ne</i>	211	36,82%
		—	362	

18–29

Männer:	654	<i>ne</i>	253	38,68%
		—	401	
Frauen:	601	<i>ne</i>	108	17,97%
		—	493	

Ferner ergeben die mit Hilfe des χ^2 -Tests durchgeführten Berechnungen, daß Sprecher mit der längsten Schulbildung (Gruppe III: Bac, Conservatoire) signifikant häufig mit *ne* verneinen; dementsprechend verwenden Sprecher, die den Berufsgruppen: *professions libérales*, *cadres supérieurs* und *cadres moyens* zuzuordnen sind, gegenüber den Angestellten und Arbeitern signifikant häufig *ne* (p. 102ss.).

³ Im untersuchten Corpus von ca. 28 Stunden Dauer sind

die <i>patrons de l'industrie et du commerce</i>	mit 24% (18,6%)
die <i>professions libérales et cadres supérieurs</i>	mit 12% (18,6%)
die <i>cadres moyens</i> ebenfalls	mit 12% (12,1%)
die <i>employés</i>	mit 20% (19,2%)
die <i>ouvriers</i>	mit 28% (26,9%) und
das <i>personnel de service</i>	mit 4% (4,5%)

vertreten. Die Einteilung in die verschiedenen Berufsgruppen erfolgte gemäß INSEE-Modell (bes. p. 104s.). In Klammern sind die für das Gesamtkorpus geltenden Prozentzahlen angegeben.

⁴ In knapp 83% der Fälle (= 2858 Belege) steht als zweites Element der Verneinung *pas*, gefolgt mit großem Abstand von *plus* (144 Belege), *jamais* (123) und *rien* (120). Der *ne*-Anteil ist am höchsten bei *aucun* und *plus*, am geringsten bei *personne* und *jamais* (p. 160).

Fällen bleibt *ne* 141 mal bestehen (= 77,05 %), die Ausfallquote beträgt demnach bloß 22,95 %. Sturm stellt sich zu Recht die Frage, ob das Setzen von *ne* vom Subjekt allein oder etwa auch vom Verb abhängt. Dabei untersucht er die Verbindung subst. Subjekt mit den häufigsten Verben *avoir* und *être* (bei *avoir* erscheint *ne* in 35,37 %, bei *être* in 24,43 %). Da von den 183 Sätzen deren 101 mit einem der beiden Hilfsverben gebildet werden können, könnte man erwarten, daß «das Negationsbild in der vorliegenden Satzverbindung (subst. Subj. + Verb *avoir/être*) überwiegend von den beiden Hilfsverben geprägt wird» (p. 110). Das ist nicht der Fall: nach subst. Subjekt steht bei *être* in 76,23 % der Fälle *ne*, bei *avoir* gar in 92,86 %. Die ausgeprägte Resistenz von *ne* ist demnach in erster Linie auf das vorausgehende subst. Subjekt zurückzuführen.

Einen signifikant hohen Anteil von *ne* weisen Verben im *futur simple* auf (53,85 %). Der Grund dafür ist nach Sturm die – im Vergleich zum Präsens – höhere Silbenzahl⁵; in der Tat wird *ne* häufiger bei drei- und mehrsilbigen Verbformen gebraucht als bei ein- und zweisilbigen Verbformen (p. 157ss.). Es gibt auch andere Faktoren, die das Setzen der Partikel begünstigen; so ist die Tendenz zu beobachten, «daß bei der durch eine Pause markierten Grenze zwischen Subjekt- und Verbgruppe im Negationssatz das syntagme verbal weitgehend durch NE aufgenommen und eingeleitet wird» (p. 180). Die angeführten Belege sind allerdings wenig zahlreich: Total 28 Beispiele, davon 26 *ne* (= 92,9 %), 2 ohne *ne*. Einen signifikant hohen Anteil von *ne* ist ferner immer dann zu beobachten, wenn es darum geht, mittels der Partikel die Aufeinanderfolge zweier Vokale zu vermeiden; *ne* wird in 84 % der Fälle bei *qui* (rel.) mit folgendem Vokal gesetzt (*quelqu'un qui n'est pas très doué*); in Relativsätzen tritt *ne* ganz allgemein sehr häufig – nämlich in 57 von 100 Fällen – auf (p. 112ss.). Der Anteil von *ne* erreicht sogar 87 %, wenn das Subjekt ein auf einen Vokal endendes Substantiv ist (*papa n'a pas voulu*) (p. 181ss.). – Demgegenüber gibt es eine Reihe von Verbindungen, die sich gegenüber *ne* als besonders resistent erweist. Zu diesen zählen u.a. *je + avoir* [*ne* = 22,51 % (p. 120.)] und *je + être*, besonders in Formen mit anlautendem Vokal, z. B. *j'étais* [*ne* = 8,33 % (p. 122)], ferner bei *je (ne) sais pas* [*ne* = 24,10 % (p. 122)]; von den 502 *je (ne) sais pas*-Belegen sind 163 «Pausenfüller» – im Sinne von Überbrückungssignale von Sprechpausen – auszumachen, die im Unterschied zu den übrigen *je (ne) sais pas*-Sätzen signifikant wenig mittels *ne* verneinen (9,2 %) (p. 178). Im weiteren ist das häufig auftretende *c(e) (n') est pas* zu nennen. Über die Hälfte der mit einer Form von *être* als Prädikat gebildeten Sätze entfallen auf diese Verbindung. In bloß 22 von 422 möglichen Fällen wird *ne* verwendet (= 5,29 %); «angesichts des hohen Ausfalls von NE ist es hier ohne Zweifel berechtigt, *c'est pas* als weitgehend erstarrte, feste Form zu bezeichnen, in der ein NE fast als Fremdkörper betrachtet werden muß» (p. 137). Als vergleichbar feste Koppelung erweist sich auch *(il) (n') y a pas* mit einem prozentualen Anteil *ne* von 17,94 %. In den 183 Belegen ist in 160 Fällen auch das Subjektpronomen *il* geschwunden (p. 138ff.). Ebenfalls selten begegnet man *ne* in *(il) (ne) faut pas* (4 von 39 Belegen = 10,25 %); die Kurzform *faut pas* ist in 21 Sätzen (= 53,84 %) belegt (p. 157).

Es gibt zwar häufig auftretende Konstruktionen, die *ne* weitgehend entbehren: *c(e) (n') est pas*, *(il) (n') y a pas*, *je (ne) sais pas*, *j(e) (n') ai pas*, einsilbige, häufige Verben, Segmentierung mit Postposition (bes. bei *je(ne) sais pas moi*; Rückschlüsse auf andere Konstruktionen lassen sich aber – wie der Verfasser betont – nicht ziehen: «Bei einem Tausch des neutra-

⁵ Eventuell käme als zusätzliche Erklärung in Frage, daß das *futur simple* als Form des *code parlé* und *code écrit* als eine «Prestigeform» vermehrt *ne* mit sich zieht als das vornehmlich im *code parlé* anzutreffende mit *aller* gebildete periphrastische Futurum; die von STURM ermittelten Werte: – 53,85 % *ne* beim *futur simple* und 31,25 % beim sog. *futur proche* – würden diese Hypothese stützen (p. 157s.).

len Subjekts *ce* in *ce (n') est pas* gegen ein substantivisches Subjekt unter Beibehaltung des Prädikats *est* zeigt sich, daß eine Häufigkeit von *NE* nicht mehr in Höhe von 5,21 % anzutreffen ist, sondern von 76 %. Das substantivische Subjekt mit *avoir* als Prädikat führt sogar zu einer Frequenz von *NE*, die fast bei 93 % liegt» (p. 176). Somit erweist sich, daß in den meisten Fällen ein Zusammenwirken mindestens zweier Faktoren für das Setzen bzw. Auslassen von *ne* verantwortlich ist. Dazu drei Beispiele: ausschlaggebend für die Frequenz von *ne* bei *ça* ist nicht das neutrale Subjekt alleine, sondern der nachfolgende Laut; folgt auf *ça* ein Verb mit anlautendem Konsonant, so ist eine *ne*-Frequenz von ca. 34 % festzustellen. Hat das Verb einen Vokal im Anlaut, so wird in 80 % der Fälle *ne* benutzt, um einen Hiat zu vermeiden. Eine ebenso große Abhängigkeit vom Anlaut des nachfolgenden Verbs ist auch bei *je* zu beobachten (*je* + Verb mit kons. Anlaut, *ne* = ca. 35 %; *je* + Verb mit vok. Anlaut, *ne* = ca. 8 %). Das Verb *savoir* in Verbindung mit *je* erscheint in 24 von 100 Fällen mittels der vollen Negation verneint, in den übrigen Fällen beträgt die *ne*-Frequenz hingegen 45 % (p. 184ss.).

In einem kurzen Abschnitt geht der Verfasser der Frage nach, inwiefern Pausen, Wiederholungen einerseits, Sprech- und Artikulationsgeschwindigkeit andererseits Einfluß auf das Setzen von *ne* ausüben können. Die häufig auftretenden Pausen vor Personalpronomina bewirken einen *ne*-Anteil von knapp 22 %; dieser Anteil erhöht sich auf über 50 %, wenn Pausen unmittelbar vor der *ne*-Stelle liegen: *leur école euh ne faisait pas grève* (p. 170). Was die Auswirkungen der Artikulationsgeschwindigkeit (Sprechtempo abzüglich Pausen) betrifft, so ist die Tendenz festzustellen, daß die Frequenz von *ne* mit zunehmender Artikulationsgeschwindigkeit abnimmt (p. 169). Sturm liefert hier erste Ansätze zu Fragestellungen, die noch einer eingehenderen Untersuchung bedürften⁶.

Wir kommen zum Schluß; Sturm hat den Ausfall von *ne* auf der Basis eines umfangreichen Corpus sorgfältig und mit statistisch einwandfreien Methoden⁷ untersucht. Besonderes Augenmerk galt dem Einfluß sprachinterner Faktoren auf das Setzen bzw. Weglassen der Negationspartikel. Der Verfasser betrat damit aber nicht Neuland: Untersuchungen mit derselben Zielsetzung – u. a. diejenigen von J. Pohl, W. Ashby und D. François⁸ – lagen vor. Es ist demnach angesichts des sehr engen Untersuchungsgebietes nicht erstaunlich, daß aus der vorliegenden Dissertation nicht sehr viele neue Erkenntnisse gewonnen werden können. Bedauerlich erscheint uns, daß in dieser Arbeit gewisse, durchaus nützliche Kapitel, wie beispielsweise die Übersicht über die wichtigsten Sprachcorpora (p. 26–50) oder die Charakterisierung der *Etude sociolinguistique sur Orléans* (p. 67–83) etwas zu breit angelegt oder wie das Einleitungskapitel «Entwicklungen im Bereich der Negation» (p. 13–25) z.T. oberflächlich ausgefallen sind, währenddessen im zentralen Kapitel auf hochinteressante Aspekte nicht

⁶ Die Stichprobe mit 3 Sprechern – wobei lediglich von je 3 Minuten Sprecheräußerungen ausgegangen wird – bildet eine zu schmale Basis und zwingt den Verfasser, Sprechtempo und Artikulationsgeschwindigkeit in Relation zur Gesamtzahl der *ne*-Belege eines jeden Sprechers zu setzen (p. 170.); dieses Vorgehen ist u.E. allenfalls dann berechtigt, falls Sprech- und Artikulationsgeschwindigkeit über die ganze Dauer hinweg konstant bleiben.

⁷ Zur Anwendung kommt der χ^2 -Test; die Handhabung des χ^2 -Tests wird auf p. 97ss. auf äußerst anschauliche Weise erklärt. Zum χ^2 -Test auch K.-H. DEUTRICH, *Exkurs: Zur statistischen Absicherung mit dem Chi-Quadrat-Test*, in *Gesprochene Sprache*, Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1972, Düsseldorf 1974 (*Sprache der Gegenwart* 26).

⁸ D. FRANÇOIS, *Français parlé. Analyse des unités phoniques et significatives d'un corpus recueilli dans la région parisienne*, 2 vol., Paris 1974 und D. FRANÇOIS, *Traits spécifiques d'oralité et pédagogie, Pratiques* 17 (1977), 31–52, die beiden Publikationen wurden vom Verfasser nicht zur Kenntnis genommen.

oder nicht ausführlich genug eingegangen wird, so auf den Status von *ne* in Relation zu Artikulations- und Sprechgeschwindigkeit sowie Pausen oder beim Verb, bzw. Substantiv in thematischer Funktion (p. 169ss.; p. 203s.).

Beat Butz



PIERRE RÉZEAU, *Dictionnaire des régionalismes de l'Ouest, entre Loire et Gironde*, Les Sables d'Olonne, Le Cercle d'Or, 1984, 302 pages.

Sous l'exergue «Si vous oubliez d'où vous venez, vous ne saurez plus qui vous êtes», M. Rézeau publie le dictionnaire des mots régionaux qu'il a extraits de ses lectures vendéennes, poitevines ou saintongeaises. Dépouillement très important, car il lui a fallu neuf pages (281–288) pour publier la liste des ouvrages rédigés par des auteurs originaires de ce pays d'Ouest, entre Loire et Gironde. La carte de la page 6 montre qu'il s'agit de la région à laquelle l'administration a donné le nom de Poitou-Charentes, région à laquelle il faut ajouter le département de Vendée. Plutôt que ces appellations administratives, le linguiste dira plus simplement que c'est le triangle sud-ouest du domaine d'oïl, ce qui permet des dépassements ou des retraits périphériques par rapport aux délimitations officielles du territoire.

Pour n'avoir pas oublié d'où il vient, l'auteur se trouve particulièrement à l'aise dans l'étude de ces mots qui font partie du français de son enfance ou qu'il a rencontrés dans des lectures qui portaient sur son pays et dont il a vérifié l'authenticité dans des conversations-enquêtes avec des gens de son pays. Bien qu'il ait appris à lire, à parler et à bien écrire une langue aussi polie et aussi policée que la langue française, un auteur provincial puise toujours avec plaisir dans la marge des mots régionaux, familiers, domestiques même, que n'ont pas répertoriés les dictionnaires qui font foi et loi. Méprisés et condamnés, ou le plus souvent méconnus en haut lieu, ces mots permettent, à l'égard de l'Académie et du Larousse, cette légère irrévérence qui est due à toute autorité excessive. Ils permettent surtout aux écrivains de recréer cette aimable provincialité où viennent retrouver leur communauté d'origine ceux de leurs lecteurs qui n'ont pas oublié d'où ils viennent, ni comment ils ont appris à parler. Cette connivence entre Français de l'Ouest est la première impression de lecture qu'on ressent au fil des articles lexicographiques; pour peu qu'il appartienne lui-même à une connivence régionale – fût-ce d'ailleurs – le lecteur retrouve, dans les tranches de vie que découvrent les citations du dictionnaire, une fraternité et une chaleur connues.

M. Rézeau est aussi un linguiste. Dans une introduction intitulée «Les variétés géolinguistiques du français» (p. 7–34) il présente un texte théorique nourri de toutes ses réflexions personnelles et de toutes les lectures sur le sujet, si bien que les notes, publiées en fin de chapitre, peuvent tenir lieu de bibliographie sur la question des régionalismes du français et son introduction, de très bonne synthèse. La lecture de ce texte ne saurait être trop recommandée: il est clair, décrassé de toute cette pédanterie inutile que donne souvent aux textes linguistiques un abus de terminologie savante. Les propositions théoriques sont sages, mesurées, utiles pour le travail.

Sur un point pourtant, je risquerais une remarque. Au sommet de la page 14, M. Rézeau se demande comment on peut «décider si tel mot ou telle tournure appartiennent au français (régional) ou relèvent du patois ou du français patoisé?» Puis il se met en quête de critères pour faire la distinction; il cherche à établir les règles qui permettent de délivrer aux régionalismes un certificat de «francité» qui permettrait de distinguer le français régional authentique, de ce qui est encore englué dans le patois ou de ce qui est «sabir» (p. 21) dû à des

auteurs qui en rajoutent, comme on dit, un peu familièrement. En tout cas M. Rézeau veille «soigneusement à n'engranger que ce qui relève du registre du français» (p. 21). Je serais tenté de demander s'il faut vraiment un passeport de «francité», pour qu'un mot authentiquement régional puisse entrer dans un dictionnaire de régionalismes.

Prenons l'exemple proposé par M. Rézeau: *Ça me fait zire de peler des anguilles* (= «ça me dégoûte»). Le mot est intégré à toute une famille lexicale: *azirer*, *zirable*, *zirance* ou *ziration* et *ziroux*. M. Rézeau ajoute: «Aucun de ceux qui l'utilisent couramment, même en l'intégrant dans une phrase par ailleurs tout à fait française comme dans l'exemple cité, n'irait cependant prétendre qu'il s'agit d'un mot français: *zire* est et reste du patois authentique». Cela reviendrait-il à dire qu'il ne faut pas reconnaître comme régionalisme du français, un régionalisme reconnu comme tel par ceux qui l'emploient? Le mot *zire* me semble avoir le même statut linguistique que *mogette* ou *cagouille*. Si le critère de l'inconscience était nécessaire, la liste des régionalismes se raccourcirait de beaucoup. Les linguistes qui excluraient d'avance certains faits, pourraient-ils mener à bien l'étude de cette étape de mixité entre le substrat dialectal et la langue française? Je crois qu'il faut appeler régionalisme du français tout mot issu des anciens patois et intégré à un discours français. Si l'on veut voir comment fonctionne un substrat au sein de la langue nouvelle – et c'est une chance que la situation actuelle de la France offre aux linguistes – il ne faut pas exclure certains faits, au nom d'une catégorisation douteuse comme celle qui a produit les étiquettes de «français régional», de «patois francisé» et de «français patoisé». Il faut tout prendre en compte, quitte à définir les modalités d'emploi. Ne demandons pas à un régionalisme de montrer patte blanche, on risquerait d'exclure des faits bien réels au nom de préalables théoriques des plus incertains. Quelque *herbe à la détourne* doit expliquer une telle pratique.

Ce purisme un peu étonnant dans les études régionales ne doit pourtant pas être trop préjudiciable aux dépouillements de M. Rézeau. Son corpus écrit ne devait pas comporter beaucoup de ces mots dont il dit qu'ils *restent* (pourquoi?) patois, même dans une phrase française. L'auteur n'a pas dû prononcer de trop nombreuses exclusions, pour rédiger son dictionnaire, dont la lecture est si enrichissante pour tout linguiste. On y voit les éléments lexicaux du français accepter plus de suffixes que dans les dictionnaires du français académique, on y voit les signifiés rayonner sur de plus vastes zones sémiques. Transparaît à travers ces mots et les citations qui les enserment, la vie d'un pays. C'est un ouvrage essentiel pour l'étude des régionalismes du français; c'est une lecture passionnante.

En guise de post-scriptum, qu'il me soit permis de revenir sur la nécessité de ne pas épurer les données fournies par les textes des auteurs régionaux. Je n'ai lu aucun des textes dépouillés par M. Rézeau; mais dans son livre je lis:

p. 283 Fombeure ... *A chat petit*, Paris, Gallimard, 1967.

Est-ce une histoire de chaton que nous raconte Maurice Fombeure, dans son ouvrage qui porte ce titre étrange? A l'article *Cagouillard*, M. Rézeau nous cite le proverbe

châ p'tit vat loin (p. 85)

Est-ce un «chat», que ce *châ*? Le *Dictionnaire des régionalismes de l'Ouest* ne permet pas de résoudre l'énigme, car son article *chat* parle de «chats» et que l'article *châ* n'existe pas. Combien de lecteurs, même excellents linguistes, vont-ils résoudre l'énigme?

Il s'agit du représentant de la préposition grécolatine CATA, celui que le français a conservé dans la première syllabe de *chaque* et de *chacun*:

A chat petit signifie: «Petit à petit».

Châ p'tit vat loin signifie: «Petit à petit va loin». Cette façon de parler appartient à l'authentique patois de Vendée et du Poitou (cf. P. Rézeau, *Un patois de Vendée. Le parler rural de Vouvant*, p. 63). Comme un écrivain de la qualité de Maurice Fombeure fait de cette locution le titre d'un ouvrage, comme cette locution entre dans un proverbe parfaitement

français, cette locution venue de l'authentique patois est un authentique régionalisme du français de l'Ouest, même si un lexicographe trop puriste hésite à l'engranger. Les Saintongeais et les Vendéens doivent parler comme cela, en français. Il aurait fallu un article *châ* ou *chat*, mot à valeur distributive. Tous les lecteurs auraient compris le titre du livre de Maurice Fombeure. Sans cet article, combien en resteront au «petit chat»?

Gaston Tuaillon



DANY HADJADJ, *Parlers en contact aux confins de l'Auvergne et du Forez*. Etude sociolinguistique, Clermont-Ferrand (Institut d'Etudes du Massif Central) 1983, 232 p. (*Publications de l'Institut d'Etudes du Massif Central* 24).

Die vorliegende Arbeit ist die teilweise Veröffentlichung einer *thèse d'Etat* von 1978, die unter der Leitung von André Martinet stand. Die vollständige Fassung bestand aus zwei Teilen. Der erste Teil war dabei der phonologischen Analyse dreier Dialekte aus dem Grenzgebiet zwischen dem Auvergnatischen und dem Frankoprovenzalischen gewidmet. Alle drei Aufnahmeorte liegen an der Bahnlinie von Clermont-Ferrand nach St-Etienne¹, wobei Celles-sur-Durolle (Puy-de-Dôme) noch zum auvergnatischen (okzitanischen) Sprachgebiet gehört, Saint-Thurin (Loire) bereits zum frankoprovenzalischen und Noirétable (Loire) gerade zur Übergangszone zwischen beiden Sprachen. Im zweiten Teil wurde sodann die soziolinguistische Situation in den beiden erstgenannten Ortschaften untersucht. Dieser zweite Teil bildet im wesentlichen den Gegenstand der vorliegenden Veröffentlichung.

Einzig in einem Anhang von gut 30 Seiten werden auch die Ergebnisse der phonologischen Untersuchungen in den ersten beiden Ortschaften kurz vorgestellt. Dabei wird sowohl die diachronische wie die synchronische Perspektive berücksichtigt, erstere allerdings sehr skizzenhaft. Vor allem fehlt mir eine wirkliche Beziehung zwischen beiden Perspektiven². So hängt für mich insbesondere die Darstellung der in beiden Dialekten sehr komplexen Vokalsysteme irgendwie in der Luft. Zu begrüßen ist dagegen, daß beiden Darstellungen die Transkription eines Dialekttextes beigegeben wurde.

Was nun den soziolinguistischen Teil betrifft, so muß ich zunächst darauf hinweisen, daß die Verfasserin dessen wesentlichste Ergebnisse bereits früher veröffentlicht hat³. Trotzdem ist die nunmehr vollständige Publikation sehr zu begrüßen, denn es besteht nach wie vor ein

¹ Nach dem Winterfahrplan 1983/84 hält in Saint-Thurin allerdings sage und schreibe ein einziger Zug wöchentlich!

² Eine rein synchronisch-strukturelle Darstellung eines Dialekts ist letztlich immer wieder eine enttäuschende Angelegenheit, denn ein Lokaldialekt ist ja nun eben gerade nicht ein in sich geschlossenes System (Auch bei den grossen Nationalsprachen dürfte diese Auffassung nur im Sinne einer modellhaften Vereinfachung zulässig sein.), sondern er ist im Zusammenhang mit den ihn umgebenden Lokaldialekten zu betrachten. Deshalb scheint mir für dessen sinnvolle Beschreibung ein gemeinsames Bezugssystem unbedingt von Nöten, so wie uns dieses die Diachronie zu liefern vermag. Eine meines Erachtens immer noch musterhafte Verbindung der diachronischen mit der synchronischen Betrachtung findet man bei GUNNAR BJERROME, *Le patois de Bagnes* (Valais), Stockholm 1957, p. 19–57 (*Romanica Gothoburgensia* 6).

³ Persönlich kenne ich nur den Artikel *Etude sociolinguistique des rapports entre patois et français dans deux communautés rurales du Centre de la France en 1975*, in: *Regional Languages in France. International Journal of Sociology of Language* 29 (1981), 71–97. – Leider läßt die Zitierweise der Verfasserin hier wie an andern Orten zu wünschen übrig. So ist es nicht klar, ob die unter den Nummern 77 und 79 in der Bibliographie genannten Vorträge von DANY HADJADJ veröffentlicht sind.

großer Mangel an soziolinguistischer Feldforschung in Frankreich. Dies zeigt auch die Verfasserin selber in ihren Einleitungskapiteln auf, die einen guten Überblick über die Forschungssituation der französischen Soziolinguistik bieten.

Das besondere Interesse der vorliegenden Untersuchung besteht meines Erachtens darin, daß Frau Hadjadj einen ungewöhnlich großen Kreis von Personen in die Untersuchung miteinbezogen hat. Soziolinguistische Untersuchungen, welche mit mehr als einigen Dutzenden von Auskunftspersonen arbeiten, haben ja immer noch Seltenheitswert. Hier wurde im Falle von Saint-Thurin, einer kleinen, stark bäuerlichen Gemeinde, die sich langsam entvölkert, sogar eine «exhaustive» Untersuchung angestrebt, wobei allerdings die Bevölkerung unter 15 Jahren ausgeschlossen blieb. Es wurden insgesamt 161 Personen befragt. Im Falle von Celles-sur-Durolle, einer teilweise industrialisierten Vorortsgemeinde des Städtchens Thiers, blieben zusätzlich gewisse Weiler innerhalb des Gemeindegebiets und auch die nicht sehr zahlreichen Ausländer unberücksichtigt. Hier umfaßte die Befragung 965 von insgesamt 2095 Einwohnern.

Um eine solch große Zahl von Personen in ihre Untersuchung einbeziehen zu können, mußte die Verfasserin allerdings auch einige Kompromisse eingehen. So hat sie die Befragung, die anfangs 1975 stattfand, nicht selber durchgeführt, sondern konnte sich offenbar auf die Mithilfe von freiwilligen Helfern im Dorf selber stützen, wobei in Celles-sur-Durolle ihr eigener Vater den größten Teil der Arbeit bewältigte. In diesem letzteren Fall wurden auch nicht sämtliche in die Untersuchung einbezogenen Personen selber befragt, sondern man begnügte sich in vielen Fällen, ortskundige Mitbürger über das Sprachverhalten ihrer Nachbarn zu befragen. Die Verfasserin glaubt zwar, auf diese Weise hätten sich objektivere Ergebnisse erzielen lassen, als wenn man auf die Selbsteinschätzung der Sprecher abgestellt hätte. Auf alle Fälle hat dieses Verfahren aber dazu geführt, daß der ohnehin schon etwas magere Fragebogen bei der indirekten Befragung auf ganz wenige Fragen zusammenschmolz.

Was nun die Ergebnisse der Arbeit betrifft, so zeigen sich in beiden Gemeinden viele Gemeinsamkeiten, auch wenn in Celles-sur-Durolle mit seiner schon halbwegs städtischen Bevölkerungsstruktur der Niedergang des Dialekts früher eingesetzt hat. Er begann in diesem Fall schon zur Zeit des ersten Weltkriegs, hielt sich jedoch bis zum zweiten Weltkrieg in Grenzen und hat sich seither beschleunigt. Auch in Saint-Thurin bildete der zweite Weltkrieg den eigentlichen Wendepunkt. Dort war aber der Dialekt bis zu diesem Zeitpunkt so gut wie intakt geblieben. Die seitherige Entwicklung war dafür umso radikaler. Um die Veränderungen, die sich da innerhalb einer einzigen Generation abgespielt haben, zu verdeutlichen, mögen die folgenden Angaben dienen. Von den 14 Einwohnern, die zwischen 1935 und 1940 geboren sind, sprechen 12 den Dialekt, einer davon nur selten, und die beiden andern verstehen ihn zumindest. Die zwischen 1964 und 1968 geborenen Schulkinder, die in einer Zusatz-enquête erfaßt wurden, haben offenbar noch genügend Gelegenheit, ihn zu hören, so daß bloß 4 ihn nicht verstehen. Mit einer einzigen Ausnahme spricht dagegen kein einziges dieser Kinder selber den Dialekt⁴.

Auffällig ist auch die sehr negative Haltung, die viele Dialektsprecher in Saint-Thurin gegenüber dem Dialekt einnehmen. Von 114 Dialektsprechern waren nur 33 (29%) für die Erhaltung des Dialekts, 65 (57%) sprachen sich dagegen aus und 16 (14%) hatten keine Meinung. Daß dieses negative Ergebnis aus dem frankoprovenzalischen Sprachraum (In Celles-sur-Durolle war es leider nicht möglich, diese Frage auszuwerten.) nicht für ganz Frankreich repräsentativ zu sein braucht, hat eine Untersuchung ergeben, welche ich jüngst

⁴ Dazu muß einschränkend gesagt werden, daß in Gegenden mit starkem Dialektrückgang dieser häufig als Zweitsprache erst recht spät erworben wird, cf. ANDRÉE TABOURET-KELLER, *Observation succincte sur le caractère sociologique de certains faits de bilinguisme*, *Via Domitia* 9 (1962), 1–13.

mit Studenten der Universität Zürich in Oloron-Sainte-Marie und in der Vallée d'Aspe (Pyrénées-Atlantiques) durchgeführt habe. Diese ergab sogar eine erstaunlich positive Einschätzung des Dialekts, auch wenn diese Einstellung kaum von Taten gefolgt ist⁵.

Was die Frage betrifft, mit welchen Personen und in welchen Situationen die Dialekt-sprecher ihren Dialekt gebrauchen, so bleiben die Auskünfte in der vorliegenden Studie leider etwas summarisch. Jedenfalls ist der Dialekt eindeutig nicht nur eine Angelegenheit innerhalb der Familie, sondern man verwendet ihn auch innerhalb der Dorfgemeinschaft und sogar mit Leuten aus den Nachbargemeinden, wenn auch auf keinen Fall mit ausgesprochenen «Fremden».

Mit einem außerordentlich großen statistischen Aufwand versucht die Verfasserin dagegen, die Abhängigkeit der Dialektkenntnis von einer Reihe von soziologischen Parametern zu erfassen. Für den ortsunkundigen Leser eher wenig ergiebig sind dabei die Unterschiede, die sich zwischen einzelnen Dorfteilen ergeben. Ebenso wird das Ergebnis, wonach die Dialektkenntnisse der Befragten abnehmen, je weiter ihr Geburtsort vom derzeitigen Wohnort entfernt liegt, kaum jemanden überraschen. Bemerkenswert ist dagegen, daß zwischen den verschiedenen Berufsgruppen statistisch signifikante Unterschiede festgestellt werden konnten, wobei die Bauern den Dialekt am besten, die leitenden Angestellten und freiberuflich Tätigen am schlechtesten beherrschen.

Von besonderem Interesse ist außerdem die Frage, ob sich Unterschiede im Sprachgebrauch zwischen Männern und Frauen feststellen lassen. Aus zahlreichen soziolinguistischen Untersuchungen wissen wir ja, daß zumindest in der heutigen technischen Gesellschaft die Frauen stärker als die Männer der prestigereicheren Sprachvarietät zuneigen⁶. In Celles-sur-Durolle haben so die Männer den örtlichen Dialekt tatsächlich besser bewahrt als die Frauen, wobei allerdings nur beim aktiven Gebrauch des Dialekts, nicht aber beim passiven Verstehen der Unterschied statistisch signifikant ist. Jedenfalls sind wir weit entfernt von den krassen Unterschieden, welche etwa Georges Maurand⁷ in Ambialet (Tarn) festgestellt hat, wo nur noch 21 % der Mütter, aber immerhin 55 % der Väter mit ihren Kindern den okzitanischen Ortsdialekt verwenden. Im Falle von Saint-Thurin mit seiner verhältnismäßig archaischen Sozialstruktur stellt Frau Hadjadj sogar eine (statistisch nicht signifikante) bessere Bewahrung des Dialekts bei den Frauen fest.

Es wird ohne Zweifel noch mancher Untersuchung wie der vorliegenden bedürfen, damit wir die Beweggründe, welche das sprachliche Verhalten dieser oder jener Gesellschaftsschicht bestimmen, besser verstehen lernen. Die vorliegende Untersuchung darf aber als wertvoller Beitrag zu diesem Ziel gelten.

Jakob Wüest



⁵ Ich hoffe, daß die Ergebnisse dieser Untersuchung bei Gelegenheit veröffentlicht werden können. Zur Einschätzung des Okzitanischen durch seine Sprecher cf. auch GEORG KREMnitz, *Das Okzitanische. Sprachgeschichte und Soziologie*, Tübingen 1981, p. 55–69 (*Romanistische Arbeitshefte* 23).

⁶ Eine zusammenfassende Darstellung dieses Problems gibt PETER TRUDGILL, *On Dialect. Social and Geographical Perspectives*, Oxford 1983, p. 161–168.

⁷ GEORGES MAURAND, *Situation linguistique d'une communauté en domaine occitan*, in: *Regional Languages in France, International Journal of Sociology of Language* 29 (1981), 99–119.

PAUL FABRE, *L'affluence hydronymique de la rive droite du Rhône – Essai de microhydronymie*. Publication du Centre d'études occitanes, Université Paul Valéry, Montpellier III, 1980, 613 pages dont 3 pages de cartes.

Paul Fabre présente sa thèse comme un essai, ainsi que l'annonce le sous-titre. Le terme implique de la part de l'auteur un acte de modestie qui l'honore, mais aussi le désir de garder toute la liberté nécessaire vis-à-vis des modèles existants pour aboutir à la réalisation de son projet : dessiner le visage hydronymique d'une région. Il a très heureusement caractérisé l'originalité de sa démarche par rapport à celle de P. Lebel qui, dans ses *Principes et méthodes de l'hydronymie française*, avait jeté les bases d'un inventaire des types : l'inventaire qu'il vise est celui d'un territoire, et d'un territoire où l'hydronymie se trouve être particulièrement riche et variée.

Du fait qu'il se donnait des limites géographiques précises et qu'il se proposait d'être exhaustif, l'auteur s'est trouvé placé devant une masse de microhydronymes, généralement dépourvus de formes anciennes, fournis essentiellement par les données cadastrales et les cartes dressées par les instituteurs du siècle dernier. L'accumulation de ces matériaux n'a été pour le travail qu'une première phase conduisant à la seconde, qui consiste à faire entrer les faits dans un système, et à une troisième qui, marquant les limites de la systématisation, donne à l'ensemble un caractère d'achèvement linguistique.

Les toponymes sont des réalisations linguistiques : jamais peut-être recherche onomastique n'a mis autant cet aspect en valeur. La disposition l'illustre. Les faits ne sont pas classés selon les couches successives que permettraient de reconstituer des données historiques ou archéologiques. Les trois grandes parties renvoient à la syntaxe, à la morphologie et à la sémantique, autrement dit à des divisions habituelles dans les études de langue. Plus précisément, les termes ont été envisagés comme des « séquences de discours », ce qui suppose une première actualisation, à quoi s'ajoute qu'ils désignent des référents précis et réels, ce qui en constitue une seconde. Ainsi est justifié le contraste entre le dictionnaire, qui ne traite que le virtuel, et la carte qui fournit des formes actualisées. Profession de foi éclairante et féconde, qui mériterait une longue discussion, car elle est déterminante dès que nous examinons la définition et l'usage de ce qui est nom propre.

Le parti-pris qui consiste à voir dans les hydronymes autant de séquences en action nous vaut l'importance particulière des considérations syntaxiques, souvent négligées dans les recherches onomastiques et nous ne pouvons que nous en féliciter. L'étude d'un phénomène tel que l'ellipse est capitale aussi bien pour la connaissance du « discours hydronymique » que pour l'histoire toponymique. L'introduction, dans la catégorie des hydronymes, d'un élément déterminatif n'est pas un fait fortuit mais correspond aux conditions de la communication, suivant que l'interlocuteur est un usager ou appartient à un public plus large.

L'odonyme *Camin Feral* ne rejoint l'hydronymie qu'à titre de déterminant dans *lo valat de Camin Feral*, d'où, par ellipse *Camin Feral* et les hydronymes répertoriés *Camin Feral ruisseau* ou *Ruisseau Camin Feral*. La même structure syntaxique recouvre en fait deux réalisations possibles, une construction déterminative et une construction appositive comme dans *le Vallat (de) l'Agau* où les deux termes signifiaient à l'origine 'le cours d'eau'. Les bases sémantico-syntaxiques devraient donc nous ramener soit vers la notion générique de cours d'eau, soit vers une variété de déterminations possibles.

Le lien substantiel qui relie la syntaxe à la sémantique apparaît encore dans les considérations sur la place de l'adjectif, habituellement postposé, mais pour lequel certaines catégories sémantiques autorisent ou même font préférer l'antéposition ('réputation', 'importance'). Il est regrettable que des classements systématiques de ce genre n'aient pas été faits pour d'autres domaines et dans d'autres régions.

Un examen des bases pré-indoeuropéennes était attendu. Il ne pouvait évidemment trouver place dans la partie consacrée à la syntaxe. Une étude de leur « productivité » constitue le premier chapitre de la morphologie. L'auteur n'a retenu que des bases déjà éprouvées dont l'application a rencontré un réel succès dans le territoire exploré. Quelques-unes sont déjà bien connues comme **kal*, **kan*, **kar*, ou **kuk*. Une difficulté apparaît dans l'exposé des applications de la base **Aw*. Les premières formes citées sont *Alzon* et *Auzon*. L'auteur, qui semble très désireux d'écarter les alisiers et la terre argileuse se rallie *pour l'instant* nous dit-il, à l'hypothèse de L. Flutre qui renvoie à **ausa* et il en donne pour raisons généralité et simplicité (p. 113). Il est de nouveau question un peu plus loin d'*Auzon* qui fait l'objet de la reconstitution *aw-s (a)-one* au milieu de quelques autres dont on nous dit qu'elles nous font pénétrer « en plein cœur du domaine des conjectures » (p. 226). La difficulté tient à l'alternance *al-/au-* et elle est reconnue dans la note 6 (p. 167). Elle disparaîtrait si *al-* était posé au départ : nous retrouvons cette forme parmi les thèmes hydronymiques du chapitre suivant, et elle est donc attestée au simple sens de 'rivière'. Un nouvel exemple de l'alternance est fourni par le couple *Auzène/Alzen* (p. 115). Les explications proposées, régression de *au-* à *al-*, alternance très ancienne *aw-/al-*, gagneraient à être étayées par des évolutions identiques dans les mêmes conditions. Aucune hésitation ne vient troubler, en revanche, l'imposante série des formes aisément rattachées à **aura*, ni celle de type *avena*. Ajoutons à propos de cette dernière que G. Deslandes avait déjà repoussé l'interprétation par le lat. *avena* 'avoine', de nombreux toponymes de ce type et avait conclu par leur rattachement à une base orohydronymique (*Avene, Avesnes, Avoine ... noms de lieux, RIO 9 [1957] 181 ss.*).

Plus récemment Arne Hjorth, éditeur de *La partie cambrésienne du polyptyque dir « Terrier l'Eveque » de Cambrai* a relevé plusieurs exemples du mot *avesne* employé comme appellatif : il s'oppose à 'terre labourable' et équivaut à *tere(s) waste(s)* ('terre en mauvais état') ; il signifierait à l'origine 'terre marécageuse' (Göteborg 1971, t. I, p. 103). Il me semble d'autre part, qu'il vaudrait mieux placer l'Oize, affluent de l'Ardèche ou de la Volane, dans la série rattachée à *Auzon*, dont elle grossirait l'importance s'il en était besoin, que de la rapprocher de l'Oise, affluent de la Seine, qui donne l'exemple d'un traitement particulier de l'étymon *Isara* (p. 167, no. 3).

La qualité des discussions se fait apprécier tout au long de l'ouvrage. Celle qui oppose Flutre à Fouché sur l'analyse de *klapp-*, et dont les données essentielles sont présentées ici, est du plus haut intérêt, même si la filiation **kal > *kl > *kl-ap(p)* peut laisser sceptique. Elle est évidemment indémontrable et de plus elle nous fait sortir de l'histoire positive des faits (Flutre s'y réfère inconsciemment quand il invoque la « vérité »), pour nous placer devant un cadre théorique. L'hypothèse qui consiste à remonter à **klap(p)*, 'fendre' est à son tour loin de manquer de pertinence et invite à poser la question de l'opposition verbo-nominale. Ce qui est primitif, ce qui est productif, est-ce une pure dénomination de l'objet, et la suggestion d'un procès est-elle pour quelque chose dans l'étonnante fécondité que nous constatons ?

L'étude des bases a révélé la rareté d'une des plus répandues, **ar-* ; les formes apparemment susceptibles de la rappeler se sont révélées peu sûres, que ce soit l'*Ardèche*, d'une étymologie difficile, ou l'*Arzon*, versé dans la série placée sous **aw-*, ce que peut justifier une alternance « l/r » (p. 110). Elle a d'autre part fait ressortir l'importance de celles qui ont une origine oronymique, en particulier celles qui désignent le rocher.

Après les bases viennent les thèmes : l'auteur ne semble pas établir une distinction absolue entre les deux termes, puisqu'il rappelle les premières en les dénommant « thèmes reconnus généralement comme p.e.i. ». Le thème est cependant pour lui d'une productivité moins étendue, moins générale et permet la constitution de familles regroupant des formes plus isolées et moins nombreuses. Dans ce chapitre, l'hydronymie s'affirme mieux puisque sur

vingt-deux types, treize s'y rattachent, contre neuf à l'oronymie. Quatre d'entre eux sont cités avec réserve mais jamais sans raison: il est peu vraisemblable, par exemple, qu'un terme employé dans un traité d'architecture latine, *scotia* 'gouttière', ait été donné à un petit affluent du Rhône, *Escoutay*. Un sémantisme un peu plus précis peut être fourni pour les types plus fermement dégagés. Ainsi *Borna* aurait le sens de 'creux' ou de 'source'. Une caractérisation peut s'ajouter à la valeur proprement hydronymique. C'est le cas de *Tar-* 'eau rapide', thème peu représenté ici. Le seul exemple relevé, le ruisseau du *Tarnon*, rappelle le nom du *Tarn* pour lequel a été proposé un autre découpage qui ne semble pas à écarter et consiste à isoler la consonne initiale (E. Nègre). Paradoxalement, la série suivante est plus fournie. Il se trouve que, dans l'affluence de L'Oise, le *Thérain*, qui s'appelait primitivement *T(h)ara* (la forme non suffixée est conservée dans le composé *Montataire* illustre pour une bonne partie de son cours le sens 'd'eau rapide', au lieu que la *Thève* est citée par Dottin à juste titre comme un exemple de 'rivière tranquille'. Mais les plus anciennes attestations de la *Thève* qui se trouvent dans le Cartulaire de Saint-Denis donnent *Tuva* (E. Lambert, *Toponymie du département de l'Oise*). Parmi les exemples de *tava* augmenté du suffixe *-ellum*, il y a aurait lieu d'ajouter *Tavaux*, village du Laonnois traversé par plusieurs ruisseaux (*Tavellus*, 867).

L'étude des suffixes est sensiblement plus brève: n'ont été retenus que ceux qui avaient une «fonction hydronymique» reconnue. On notera en particulier une mise au point sur le suffixe *-no*, qui se présente le plus souvent avec addition d'une voyelle devant la nasale géminée, *onno* dont la glose dans le glossaire d'Endlicher (*onno* «flumen») est discutable, faute de formes correspondantes dans les nations celtiques.

La partie la plus importante, la sémantique, constitue à elle seule plus de la moitié de l'ouvrage. Elle commence par un chapitre sur la question des noms d'animaux. Il y a peut-être quelques bonnes raisons à ce début un peu inattendu: il a déjà été question des noms d'animaux dans plusieurs chapitres et en particulier dans celui qui traite des composés verbaux, les plus célèbres étant du type *Chanteloup* (p. 81–106); le lecteur a déjà été plusieurs fois informé et mis en appétit. De plus, la discussion qui n'a cessé d'être ravivée (qu'il suffise de citer les noms de Ch. Camproux, d'E. Nègre, d'A. Nouvel entre autres), est toujours d'actualité. Les aspects sont multiples. Quelques noms sont épisodiques, comme cette *rascasse* qui, visiblement, n'est pas à sa place dans ce territoire. Le mécanisme est ici facile à démonter. Il suffit de jeter un coup d'œil sur un groupe de formes regroupées dans le *FEW* (X, 88a) sous *rasicare*; les *rascas* sont des maçonneries ménagées le long d'un cours d'eau pour protéger le bord contre les crues. Mais des séries entières aussi sont attestées: la chèvre, le loup et le merle sont particulièrement bien représentés. Plusieurs possibilités apparaissent: caractérisation métaphorique (le cours d'eau terrible et dévorant comme le loup), appellation éponyme d'un fleuve divinisé, enfin racine ancienne mal comprise. Dans ce cas, le nom de l'animal est considéré comme n'intervenant en aucune façon (p. 236). Formulation un peu abrupte. En ménageant une remotivation, une confusion déjà ancienne et solidement implantée a joué un rôle important dans l'histoire toponymique et n'a cessé d'intéresser les données intermédiaires entre l'ethnographie et la toponymie: il faudrait presque ménager deux volets distincts, et faire leur part aux deux types de réflexion. Sur ce point encore, la qualité dans la conduite de la discussion est remarquable. Les arguments les meilleurs sont sélectionnés. On apprend en classe d'histoire naturelle que le loup ne chante pas, qu'il crie ou hulule: mais les contes et les chansons n'assignent pas aux ensembles d'emplois les mêmes frontières. Ce n'est pas une bonne raison, et il vaut mieux se garder de l'invoquer. Mais si le renard, qui ne chante ni plus ni moins que le loup, n'est pas représenté lui aussi, il y a lieu d'être sceptique. Le pou, la chèvre, le bœuf, le loup enfin, sont successivement éliminés. Alors que l'explication par un nom d'animal, entretenue souvent par une étymologie secondaire ou populaire, a l'air d'aller de soi, l'auteur conclut à la difficulté qu'il y a à expliquer ainsi bon nombre de toponymes et

d'hydronymes. Ce qu'il appelle «l'animal réel» n'a guère laissé de traces que dans les dérivés en *-ière*, comme la *loubière*.

Le lecteur se serait attendu à trouver les végétaux à la suite des animaux. Un chapitre intermédiaire, «Les limites du choix dénominatif», bénéficie de l'élan donné par l'ardeur des discussions relatives aux noms d'animaux. L'auteur y poursuit une étude de la caractérisation amorcée dans les propos touchant l'adjectif et les suffixes.

La conclusion du chapitre est importante car elle fait ressortir deux principes, celui de «simplicité» et celui de fixité. La simplicité dans le choix dénominatif est découvrable dans l'examen des couches anciennes, vérifiable pour celles qui sont plus récentes. L'expressivité, suspecte ici, trahit l'emprunt linguistique ou l'attraction paronymique. Quant à la fixité, il se révèle que les objets relatifs au sol et à la flore représentent des valeurs plus sûres que les animaux. Si *canto-perdis* n'est pas un aboutissement de *kanta-pendedis*, le composé est mieux accepté comme nom de plante éventuel, le 'garou à feuille étroite', que comme évocation d'un oiseau qui chante (p. 362). Ainsi la perdrix rejoint sémantiquement le *pesoul*, le 'pou', qui serait lui aussi une désignation de la pente.

Je note, au cours de ma lecture du chapitre substantiel sur les végétaux que si la répartition géographique contribue à l'identification du *boisson*, selon les cas 'prunellier' ou 'hallier de buissons d'arbustes épineux', il n'en est pas de même pour *ase*, 'airelle' ou 'ronce des champs' (p. 326); le dernier sens en fait un synonyme de *romec* (p. 343).

Les deux derniers chapitres sont complémentaires. Le quatrième est un inventaire des «sémantismes microtoponymiques sollicités». Ils se groupent en séries relatives au relief, à la nature du sol, aux cultures, aux constructions diverses, aux noms de lieux habités et aux noms de personnes et de saints. Le cinquième, qui reste attaché au signifié 'eau', est une récapitulation capitale du lexique hydronymique occitan: elle ne comporte pas moins de 76 termes! L'étude de la valeur et de l'étymologie de formes qui n'avaient pas été rencontrées jusqu'ici, trouve parfois sa place dans ces pages (par ex. *teron*, p. 510).

Voici quelques remarques sur des points particuliers:

p. 389: la conviction selon laquelle la priorité de l'oronyme doit être finalement dégagée n'est pas déclarée hautement, mais elle n'est pas absente. Le sens premier de 'museau' pour *murro* est admis à la suite de J. Hubschmid, mais provisoirement. Une bifurcation se fait avec un «toutefois» et conduit à une rencontre entre *murro* 'groin' et *marro* 'rocher'. Il est vrai que le cadre consonantique comportant la nasale initiale et «r» géminé constitue un abri solide pour une voyelle fragile et mouvante. Nous voici sur la voie d'une racine °*M-R* qui a déjà figuré comme représentant l'origine des hydronymes *merd*, *merl*, et de *marro* 'rocher'. On remarque que la relation sémantique entre 'museau' et hauteur est ancienne et tenace: Flutre la note à propos de *motta* qu'il rattache au préindoeuropéen °*mutor(r)*, 'museau, colline', et le latin *musus* a des dérivés dont le sens rappelle la métaphore, par ex. *musoir* 'extrémité d'une jetée, d'une digue'. Le silence des dictionnaires occitans relevé ici au sujet de *morada* tient aux limites chronologiques qu'ils se sont fixées. Pansier, cité par FEW (VI, 3, p. 236a, s. *murr-*) donne les formes *morada* 'lisière de terrain' (1402) et *morrada* 'éperons de terre s'avancant vers le Rhône' (1438). Grâce à quelques mises en perspective diachronique la forme possible devient forme attestée, ce qui est rassurant.

p. 399: au sujet de *gresièra*, l'auteur mentionne le rapprochement que fait E. Nègre entre occitan *gres* et français *grès*, mais fait observer qu'en Provence un *gres* est un terrain caillouteux. Au point de vue sémantique, ce sont plutôt les groises et groisières du Nord de la France que rappelle le terme occitan.

Depuis la récente publication du précieux ouvrage de Frank R. Hamlin, *Les noms de lieux du département de l'Hérault*, il est tentant de faire des recoupements. Par exemple, le domaine étudié par P. Fabre ne connaît pas pour *traversa* le sens de 'colline transversale, penchant de

coteau'; le terme qui y signifie 'côte, colline' s'emploie volontiers au pluriel. Le pluriel est bien représenté aussi dans le département de l'Hérault, mais le sens donné est 'colline transversale, penchant de coteau'. (F. R. Hamlin, 1983, p. 392; s. *Le Trabès*). Là aussi, dans un cas, il sert de déterminant au mot ruisseau. Quant à la *parran* 'petit jardin qui est derrière une maison', ce toponyme, donné comme fréquent dans le Gard, est bien représenté aussi dans l'Hérault. L'origine préromane, déjà mentionnée dans le *FEW*, est rappelée par F.-R. Hamlin (p. 274). En revanche des dérivés à suffixe *-ette* ne sont attestés que dans l'ouvrage de P. Fabre.

A la fin du parcours, en conclusion de cet «essai» où la part de la linguistique n'a pas été mesurée chichement, le lecteur est placé une fois de plus devant les grands principes qui avaient été posés au départ et qui n'ont cessé d'être appliqués et illustrés. La spécificité du toponyme est affirmée avec force. Il y avait parfois à craindre une confusion entre signifié et référent. Mais l'auteur dont la prudence n'a d'égale que la lucidité avait pris quelques précautions, d'abord en faisant des toponymes les éléments d'un discours, ensuite en distinguant soigneusement appellatif et hydronyme. Le lecteur ne peut pas non plus manquer d'être sensible au peu d'enthousiasme que semble éprouver l'auteur pour ce qui est d'établir avec précision des couches historiques. Quelques mots sont dits très objectivement à ce sujet dans la conclusion. Le volume du vocabulaire institutionnel est particulièrement mince. A toutes les pages nous rencontrons l'Occitan de toujours, devant ses rochers, ses plantes et ses eaux. Aucune brutalité dans le découpage des périodes. Il arrive seulement ça et là que certains mots ont cessé d'être compris; ils se sont éteints doucement, semble-t-il. Ces caractères paraissent tenir moins à une volonté délibérée de l'auteur qu'aux données qu'il a recueillies, et à la méthode qu'il a adoptée. Il ne reste qu'à mentionner un trait cette fois plus personnel, un humour très fin qui se profile entre les lignes. Citons le titre de la conclusion: «Introduction», assorti de quelques phrases de Lebel où il est question de l'immense tâche de synthèse «qui sera l'œuvre de générations futures» et félicitons l'auteur d'avoir si bien préparé les voies à celles-ci.

Jacques Chaurand



DIETER MESSNER / HANS-JOACHIM MÜLLER, *Ibero-Romanisch. Einführung in Sprache und Literatur*, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1983, XII + 215 p.

Deutschsprachige Einführungen in die verschiedenen Sachgebiete der iberischen Zivilisation sind immer noch recht dünn gesät, so daß Werke wie das vorliegende bei interessierten Laien und Studienanfängern an sich auf großes Interesse stoßen. Andererseits sind solche Überblicke auch in besonderem Maße der Kritik ausgesetzt, denn die geraffte Darstellung, die unumgängliche Kürzung des Materials und die Setzung von Schwerpunkten erfordert viel Fingerspitzengefühl.

Das vorliegende Buch umfaßt drei Teile, welche als *Wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Überblick* (11 p.), *Die iberoromanischen Sprachen* (112 p.) und *Die iberoromanische Literatur* (90 p.) überschrieben sind. Der erste und der dritte stammen aus der Feder von H.-J. Müller, der zweite von D. Meßner.

Zuerst einige Bemerkungen zum zweiten, dem sprachwissenschaftlichen Teil: seine Lektüre dürfte dem Laien ohne Vorkenntnisse nicht leicht fallen, da sich Meßner um eine recht eigenwillige Gewichtung und Darstellung der Themen bemüht. Obwohl die sprachlichen Verhältnisse der Gegenwart im Vordergrund stehen, kommt er angesichts des Werktitels nicht um eine Behandlung der sprachgeschichtlichen Grundlagen herum. Dies geschieht in den ersten Kapiteln in einer raschen und oft verwirrenden Abfolge von Daten, Hinweisen,

Klammerbemerkungen, eingeschobenen Textproben usw. Sachgebiete, welche herkömmlicherweise einen gewissen Raum einnehmen, wie die Romanisierung, das Vulgärlatein, die ersten Zeugnisse der romanischen Sprachen, die Verpflanzung der nördlichen Mundarten nach Süden im Zuge der Reconquista und überhaupt die Herausbildung der heutigen Sprachlandschaften, kommen gar nicht oder kaum zur Sprache. Die merkwürdige Auswahl der Schwerpunkte zeigt sich besonders deutlich am Beispiel der arabischen Einflüsse: anstatt eine repräsentative Reihe von Arabismen im Spanischen, Portugiesischen und Katalanischen anzuführen, verwendet Meßner eine ganze Seite auf eine Tabelle zur Häufigkeit arab. Ortsnamen in den einzelnen Provinzen Spaniens und Portugals; es folgen ein paar kurze Bemerkungen zu den am meisten betroffenen Lebenssphären sowie zur lautlichen und morphologischen Angleichung der Fremdwörter mit nur zwei Beispielen (span. *almacén* und *jarabe* sowie deren Verwandte in anderen Sprachen).

Die Präsentation der heutigen Gliederung der Iberischen Halbinsel basiert auf einem dialektometrischen Verfahren, welches die Ergebnisse von vierzehn Lautentwicklungen in der Ibero- und Galloromania anhand der Atlanten *ALPI* und *ALF* berücksichtigt. Die Erklärung des Vorgehens ist für eine Einführung etwas knapp, und das Verfahren selbst scheint, da auf Lautliches beschränkt, für eine grundlegende Typologie der iberoromanischen Mundarten unzureichend. Darauf folgt eine seltsame erste Aufzählung der später behandelten Sprachräume, die, wiederum einigermaßen verwirrend, bald nach ihren Ureinwohnern, bald nach der Etymologie ihrer Landschaftsnamen, bald nach ihrer politischen Geschichte charakterisiert werden, all dies auf anderthalb Seiten (25–26).

In einer Reihe von Kapiteln werden nun die verschiedenen Sprach- und Dialektgemeinschaften der Halbinsel vorgestellt, so die asturisch-leonesische, galicische, portugiesische, andalusische, katalanische, aragonesische und schließlich die kastilisch-spanische. Schon diese Aufzählung und die Tatsache, daß Meßner allen Gruppen Sprachstatus einräumt, zeigen, daß der Verfasser sich von den traditionellen Gliederungsweisen distanziert und die Stellung der Nationalsprachen Spanisch und Portugiesisch zu relativieren sucht. Es wird ihnen auch kaum mehr Raum gewidmet als den übrigen Varietäten. Trotz allem sollte gerade dem Nichtspezialisten nicht vorenthalten werden, daß es sich etwa beim Asturisch-Leonesischen und beim Aragonesischen um Dialektgruppen in historisch-philologischem Sinne handelt, die es nur sehr ansatzweise zu regionalen Schrift- und Umgangssprachen gebracht haben. Eine eigenständige Schriftsprache bestand zwar im Mittelalter in Aragón, sie wurde aber schon früh vom Kastilischen durchsetzt und schließlich von ihm abgelöst. In León haben wir für die Frühzeit kaum Zeugnisse einer eigenen Literatursprache: vereinzelte Leonesismen in einigen kastilischen Texten ändern daran nichts. Die recht differenzierten Mundarten Aragons und Asturiens sind im Laufe der Jahrhunderte stark zurückgegangen und heute z.T. nur noch in Resten vorhanden. Die gegenwärtig propagierten regionalen Schriftnormen der beiden Gebiete sind doch recht künstliche Gebilde, welche sich erst noch durchsetzen müßten, bis sie Eingang in ein Kompendium verdienen.

Auch die Aufwertung des Andalusischen, mit der Meßner der These entgegentritt, es sei ein «subdialecto del castellano» (67), läßt gemischte Gefühle zurück, ebenso die kaum detaillierte dialektometrische Begründung. Tatsächlich ist das Verhältnis zwischen dem Andalusischen und dem Kastilischen besonders komplex und bisher ungenügend erforscht. Dabei gilt es jedoch zu berücksichtigen, daß beide Varietäten zumindest in soziolinguistischer Hinsicht beherrscht werden von den mittelständischen Standards der Großstädte Madrid und Sevilla. Man wird dem Fragenkreis vermutlich nur gerecht, wenn man auch das amerikanische Spanisch einbezieht, das ja in einem besonderen Zusammenhang mit Sevilla und Andalusien überhaupt steht, und dies nicht nur im lautlichen Bereich. Meßner geht darauf nicht ein, da er sich auf die Halbinsel beschränkt. Was in der hispanoamerikanischen Dialektologie

bereits ein Gemeinplatz ist, daß nämlich ländliche Mundarten nur in ihrer Relation zu den entsprechenden Großstadtstandards richtig bewertet werden können, gilt eben auch für Andalusien. Es ist deshalb nicht sehr sinnvoll, als repräsentative Mundart des Andalusischen diejenige von Cúllar-Baza (nach der Untersuchung von G. Salvador) darzustellen. Damit soll das Andalusische keineswegs abgewertet werden; nur gehört es eben als Regionalstandard zum Spanischen, genauso wie die Varietäten von Buenos Aires oder Ciudad de México: auch hier käme es heute kaum jemandem in den Sinn, einer gesonderten Nationalsprache das Wort zu reden.

Die Kapitel zu den einzelnen Varietäten enthalten knappe, oft allzu vereinfachende Abrisse zur Lautlehre und Morphosyntax. Häufig scheint es fraglich, ob diese für den Laien wirklich informativ sind, zumal fast überall die deutschen Bedeutungen der behandelten Wörter fehlen. Auch den jeweils am Schluß gegebenen Textproben wird keine Übersetzung nachgestellt. Kommt hinzu, daß bei der gerafften Darstellung einiges nicht stimmt. Ein paar Beispiele zum Katalanischen: Das Pronomen der Höflichkeitsform *vostè* wird als Kastilianismus bezeichnet, es fehlt die Bemerkung, daß es sich völlig eingebürgert hat und *vos* immer mehr verdrängt (81). Die span. Übersetzung von *Tens paper?* – *En tinc* sollte *¿Tienes papel?* – *Tengo* lauten und nicht (...) *Lo tengo* (82). Anstatt nur den mehr oder weniger gleichbedeutenden Gebrauch von *ser* und *estar* mit Partizip zu erwähnen, wäre eine ausführlichere Beschreibung dieser beiden Kopulativverben in allen iberoromanischen Varietäten von Interesse, da sie trotz ihrer teils unterschiedlichen Verwendung ein besonderes Merkmal dieses Sprachraums darstellen. *Deure* ist keineswegs ein Kastilianismus für *caldre* (75), *el bé* entspricht nicht span. *lo bueno*, sondern *el bien* (79), irreführend sind die Bedeutungen *gens* 'etwas', *gaire* 'viel' (83), da beide Elemente nur fragend oder negiert (*no ... gens* 'überhaupt nicht, kein z.B. Wasser'; *no ... gaire* 'nicht sehr, nicht viel z.B. Wasser') verwendet werden.

Schließlich zwei Bemerkungen zur Bibliographie: Unterlassungssünden soll man niemandem übelnehmen, wenn aber Meßner hin und wieder kategorisch behauptet, zu einem bestimmten Thema gebe es keine Untersuchungen, so kann die Sache zum Ärgernis werden. Dies geschieht etwa bei der Frage der diaphasischen Unterschiede; gerade hier sind doch in der letzten Zeit eine ganze Reihe von Arbeiten zur Umgangssprache veröffentlicht worden (13)¹. Es stimmt auch nicht, daß zu den Fachsprachen des Spanischen keine umfangreichen Studien vorliegen (14)². Ferner werden einige Autoren auf nachlässige oder zumindest unter Hispanisten völlig unübliche Weise zitiert: mit Baroja (29) ist nicht etwa der Romancier Pío Baroja, sondern der Anthropologe Julio Caro Baroja gemeint, Menéndez (18) sollte Menéndez Pidal heißen (im Unterschied zu dem ebenso berühmten Philologen M. Menéndez y Pelayo) und García (44) sollte als García de Diego abgekürzt werden.

* * *

¹ Neben Beinhauers *El español coloquial* und dem einschlägigen Kapitel in Lapesas Sprachgeschichte, die der Verfasser zitiert, wären u.a. folgende Titel zu erwähnen: M. SECO, *Arniches y el habla de Madrid*, Madrid 1970; E. LORENZO, *El español de hoy, lengua en ebullición*, Madrid 1971; M. C. LASSALET, *Aportaciones al estudio del lenguaje coloquial galdosiano*, Madrid 1974; B. STEEL, *A Manual of Colloquial Spanish*, Madrid 1976; F. GONZÁLEZ OLLÉ, *Textos para el estudio del español coloquial*, Pamplona 1976; A. M^a. VIGARA TAUSTE, *Aspectos del español hablado*, Madrid 1980; sowie die verschiedenen Sammlungen von Sprachglossen, die R. Carnicer veröffentlicht hat.

² Hier ist u.a. hinzuweisen auf L. CALVO RAMOS, *Introducción al estudio del lenguaje administrativo*, Madrid 1980; B. RODRÍGUEZ DÍEZ, *Las lenguas especiales. El léxico del ciclismo*, León 1981 (enthält eine detaillierte Bibliographie zu Argot und Pressesprache); zum Wortschatz der Politik wären die umfangreichen Arbeiten von M^a. C. SEOANE, *El primer lenguaje constitucional español (las Cortes de Cádiz)*, Madrid 1968; M^a. P. BATTANER ARIAS, *Vocabulario político-social en España (1868–1873)*, Madrid 1977; J. F. GARCÍA SANTOS, *Léxico político de la Segunda República*, Salamanca 1980, anzuführen; ferner etwa: M^a. V. ROMERO GUALDA, *Vocabulario de cine y televisión*, Pamplona 1977.

Recht anspruchsvoll ist die Aufgabe, die sich Müller in seinem Abriß der iberoromanischen Literaturen stellt. Zum einen versucht er, die spanische, die portugiesische und die katalanische Literatur in einem einzigen Durchgang zu behandeln, zum anderen bemüht er sich zugleich um eine Revision des traditionellen Spanienbilds, zwei Vorhaben, welche auf neunzig Seiten nur mit Schwierigkeiten zu bewältigen sind. Im Vordergrund steht jedenfalls die Absicht, mit der idealistischen Literaturauffassung aufzuräumen und das literarische Schaffen in sozialgeschichtliche und ideologische Zusammenhänge zu setzen. Müller steht damit in der Tradition etwa der *Historia social de la literatura española* von C. Blanco Aguinaga et al. (3 Bde., Madrid 1978–79) und im deutschen Sprachgebiet von M. Franzbachs *Plädoyer für eine kritische Hispanistik* (Frankfurt a. M. 1978). Sicher tut er gut daran, die Klischees vom «immaterialistischen Spanier» und von dessen «anarchischer Zügellosigkeit» (129) zurückzuweisen. Andererseits setzt er sich dann so ausführlich mit gesellschaftlichen Verhältnissen, herrschenden Ideologien und philosophischen Strömungen auseinander, daß für die Besprechung einzelner Autoren und deren Werke nur noch wenig Raum übrigbleibt. Namen und Werktitel erscheinen denn auch vorwiegend als Chiffren für Konflikte, welche sich im politischen und geistigen Umfeld abspielen, wobei sie bestimmte Zustände und Ideen rechtfertigen oder im Gegenteil bekämpfen. Über den Inhalt der Texte erfährt man kaum je etwas Näheres. Zwar ist Müller zuzustimmen, wenn er etwa auf die soziale Bedeutung des *Poema de mio Cid*, d. h. die Kritik des Hochadels aus der Sicht des Landadels und des aufkommenden Bürgertums, oder auf die Stellung der konvertierten Juden in der *Celestina* hinweist; beides sind Aspekte, die lange vernachlässigt wurden. Andere Schriftsteller jedoch erfahren eine nur schwer hinzunehmende Degradierung, indem sie vom ideologiekritischen Standpunkt des Verfassers aus gewürdigt werden: so fallen Santa Teresa de Jesús, Fray Luis de León und San Juan de la Cruz unter die Autoren, welche «jegliches bürgerliche Weltverständnis» aufgeben «zugunsten einer antihumanistischen, antisemitischen und national-religiösen Intoleranz» (165). Von Fray Luis ist dann noch einmal die Rede als Vertreter «einer antifeministischen Dichtung» (169), ansonsten erfährt man zu diesen drei bedeutenden Lyrikern nichts weiteres. Cervantes' *Don Quijote* bringt es trotz seines festen Platzes unter den Hauptwerken der Weltliteratur nur auf zwei eher beiläufige Erwähnungen (154, 156).

Nun könnte man Müller zugute halten, daß das 16. und das 17. Jahrhundert mit ihrer Fülle von Werken und Themen zweifellos nicht einfach zu behandeln sind. Aber sogar in einer literarisch ziemlich dürftigen Epoche wie der des 18. Jahrhunderts ist es Müller nicht gelungen, ein anschauliches Bild von den wenigen interessanten Texten zu geben. Wohl setzt er sich eingehend mit der Poetik von Luzán auseinander, aber die *Vida* eines Torres Villarroel oder die *Cartas marruecas* von Cadalso, zwei Werke, die auch den heutigen Leser noch ansprechen könnten und die zudem als sozialgeschichtliche Dokumente einiges hergäben, sucht man bei ihm vergeblich. Allzu schematisch und wenig aussagekräftig sind dann die Abschnitte zum 19. und zum 20. Jahrhundert geraten, in denen sich Müller oft in Aufzählungen erschöpft, einzelne Autoren (Werke werden hier praktisch keine mehr genannt) mit etikettenhaften Charakterisierungen versieht und dabei die ungenügende Gesellschaftskritik bei bürgerlichen Romanciers wie E. Pardo Bazán, L. Alas «Clarín» oder B. Pérez Galdós bemängelt.

Im ganzen gesehen erscheint die Literatur hier doch einseitig eingebaut in ein starres Gerüst von politischen Sachzwängen und Herrschaftsideologien. Am Ende der Lektüre ergibt sich für den unvorbereiteten Leser ein recht düsteres Bild von der Geschichte und Kultur der Iberischen Halbinsel, für den Anfänger bestimmt kein Anreiz, sich mit dieser Welt zu beschäftigen, in der fast zu allen Zeiten soziale Mißstände und geistige Knebelung vorherrschen. Ohne die Schattenseiten der spanischen und portugiesischen Zivilisation beschönigen zu wollen, kann doch gesagt werden, daß Müller die zahlreichen Lichtblicke systematisch ausfiltert. Unter den Themen, die einen gewissen Ausgleich hätten schaffen können und die man

bei ihm vermißt, seien etwa die Genera der volkstümlichen Literatur (*romances*, *villancicos*, *serranillas*, Märchen und andere Erzählungen, Sprichwörter) erwähnt; sie treten bekanntlich gerade im iberischen Raum auch in der sog. «schönen» Literatur besonders häufig in Erscheinung und machen in hohem Maße den Reiz von zeitlich und thematisch so disparaten Werken wie dem *Libro de Buen Amor* des Arcipreste de Hita, dem *Quijote* oder der Lyrik García Lorcas aus. Auch wenn man einmal absieht von Müllers besonderer Literaturauffassung, sind die rein theoretischen Abschnitte zu lang ausgefallen. Zu manchen Epochen und Geisteshaltungen, zumal dort, wo es sich um gesamteuropäische Erscheinungen handelt, hätte er sich auf Zusammenfassungen oder Hinweise beschränken können (so z. B. in der weit ausholenden Einleitung zum 19. und 20. Jahrhundert, 185–189). Auf den für die eigentliche Literatur verbleibenden Seiten ist es dem Verfasser dann nicht mehr möglich, Akzente zu setzen, das eine oder andere Werk stärker hervorzuheben oder auf seinen Inhalt einzugehen.

Rolf Eberenz



WIDO HEMPEL/DIETRICH BRIESEMEISTER (ed.), *Actas del Coloquio hispano-alemán Ramón Menéndez Pidal*, Madrid 31 de marzo a 2 de abril de 1978, Tübingen (Niemeyer) 1982, 244 p.

Die vorliegenden Akten wurden erst 4 Jahre nach dem Kolloquium publiziert. Wohl aufgrund dieser langen zeitlichen Distanz sind sie leider – wie auch aus der *Advertencia preliminar*¹ von Wido Hempel (p. VII–X) ersichtlich – keine vollständige, authentische Wiedergabe der 1978 referierten Forschungsbeiträge. Neben einem *Prólogo* von Dámaso Alonso (p. XI–XII), der zur Eröffnung des Kolloquiums gehalten wurde, sind 15 Beiträge abgedruckt. Auf die sicherlich stattgefundene Diskussion, die ja die eigentliche Meinungsbildung über den aktuellen Forschungsstand repräsentiert, wurde verzichtet. Dies ist zugegebenermaßen auch der organisatorisch schwierigste Teil bei der Publikation von Kolloquiumsakten. Von diesen 15 Beiträgen sind diejenigen von Diego Catalán (*El modelo de investigación pidalino cara al mañana*, p. 40–64) und José Luis Varela (*Unamuno y el ensayo español*, p. 229–244) auf dem Kolloquium überhaupt nicht gehalten worden, da ihre Vorträge bereits an anderem Ort publiziert waren (cf. dazu p. VIII). Darüberhinaus konnte das ursprüngliche Gleichgewicht von Arbeiten einerseits spanischer, andererseits deutschsprachiger Forscher nicht beibehalten werden, da eine von Hempel nicht weiter benannte Anzahl der spanischen Beiträge «a causa de varios motivos» (*loc. cit.*) nicht publiziert werden konnte.

Es stellt sich dabei die prinzipielle Frage nach der Funktion einer solchen Sammelpublikation: sie kann entweder ein getreues Protokoll eines stattgefundenen Kolloquiums sein oder aber eine «ideale» Sammlung von Beiträgen zu einem bestimmten Thema. Beides trifft hier nicht zu. Der Protokollcharakter ist durch die bereits genannten Gründe verlorengegangen. Von einem thematisch «idealen» Band kann deshalb nicht gesprochen werden, weil eine Reihe von Beiträgen mit dem vorgegebenen Thema nichts oder nur sehr wenig zu tun haben. Besonders gravierend ist, daß es sogar einen Beitrag gibt, der beide Prinzipien verletzt: derjenige von Varela. Diego Cataláns Untersuchung, der zweite nicht gehaltene Beitrag, ersetzt wenigstens ein wenig die fehlende Bio- und Bibliographie von Menéndez Pidal. – Das Problem der thematischen Heterogenität hat Hempel wohl selbst empfunden und dadurch aufzufangen

¹ Die *Advertencia preliminar* ist offensichtlich heterogen: die fast enthusiastischen Eröffnungsworte werden mit Ausführungen zu den Publikationsproblemen verschmolzen. Die Zäsur liegt wohl auf p. VIII, 3. Zeile von unten.

versucht, daß er in der *Advertencia preliminar* darauf hinweist, angesichts einer derart fruchtbaren Forscherpersönlichkeit wie Menéndez Pidal sei es durchaus angemessen, zwei Typen von Vorträgen zu halten: einerseits solche, die Pidal's Thesen und Theorien reflektieren, andererseits solche, die von Pidal nur am Rande berührte Themen behandeln (p. X).

Ohne Rückgriff auf Menéndez Pidal kommen die folgenden Beiträge aus:

– HANS-MARTIN GAUGER, *Orígenes de la lingüística románica* (p. 77–87). Gauger setzt sich mit Diez, Grimm, Schlegel u.a. auseinander und zeigt, daß Diez letztlich auf Grimm aufbaut. Darüberhinaus erarbeitet er vier Bedingungen für die Konstituierung einer Linguistik in Deutschland.

– KARL KOHUT, *La teoría de la poesía cortesana en el «Prólogo» de Juan Alfonso de Baena* (p. 120–137). Kohut macht deutlich, daß Baena – traditionell unterschätzt – in Wahrheit Pioniersarbeit in zweifacher Weise geleistet hat: sein *Cancionero* ist die erste Sammlung kastilischer Lyrik, sein *Prólogo* konstituiert die erste Theorie derselben. – Darüberhinaus gehört noch der bereits genannte Beitrag von Varela in diese Reihe.

Wenigstens eine marginale Rolle spielen die Arbeiten von Menéndez Pidal in folgenden Beiträgen:

– GEORG BOSSONG, *Las traducciones alfonsíes y el desarrollo de la prosa científica castellana* (p. 1–13), untersucht den Einfluß des Arabischen auf die Entwicklung einer wissenschaftlichen kastilischen Prosa und verweist dabei auch auf Menéndez Pidal's Ausführungen zur Übersetzerschule von Toledo.

– JOSÉ JESÚS DE BUSTOS TOVAR, *Cultismo en el primer Renacimiento* (p. 15–39). Aufgrund einer detaillierten Analyse der Latinismen in der *Comedia Thebaida* zeigt Bustos Tovar, daß die verbreitete Meinung (u.a. auch Menéndez Pidal), zu Beginn des 16. Jahrhunderts gehe der Zustrom gelehrter Neologismen zurück, zu simplifizierend ist: Die Zahl der Latinismen ist textsortenabhängig und durch die angestrebte Stilebene bedingt.

– HANS HINTERHÄUSER, *Ferdinand Wolf y sus investigaciones sobre el Romancero* (p. 88–96). Hinterhäuser stellt das Lebenswerk des von Menéndez Pidal selbst als Vorläufer anerkannten, österreichischen Hispanisten Ferdinand Wolf dar und geht besonders auf dessen Romanzentheorie ein, die dem Traditionalismuskonzept von Menéndez Pidal direkt entgegengesetzt ist.

– DIETER KREMER, *Hispania germanica*. En torno a las relaciones lingüísticas germano-hispánicas (p. 138–149). Kremer behandelt germanische Einflüsse vor der Araberinvasion. Er erarbeitet den gegenwärtigen Forschungsstand und weist auf noch zu schließende Lücken hin. Menéndez Pidal erwähnt er nur *ex negativo*: «Es significativo que falte en el tomo de la *Historia de España* dedicado a la España Visigoda un capítulo acerca de la lengua o la situación de la misma de los siglos VI y VII» (p. 140).

– SEBASTIÁN NEUMEISTER, *Saber y callar – apuntes para una socio-patología del Siglo de Oro* (p. 218–228). Basierend auf José Antonio Maravalls Soziologie des Barocks, den er als Gesellschaft der Krise und des Konflikts beschreibt, untersucht Neumeister anhand von zwei literarischen Texten dieser Zeit einen Aspekt, der über die Situation des Individuums, bes. die der Frau, aussagt: den des *Schweigens*, «saber y callar». Er stellt die Schizophrenie einer Gesellschaft fest, die verschweigt, was sie bedroht (= «ley del honor público», p. 222). Dieses Gesetz findet sich sowohl in der *comedia* wie auch im *drama de honor*. In diesem Zusammenhang wird einmal Menéndez Pidal zitiert, der meint, die Novelle, nicht die *comedia*, sei prädestiniert für Proteste «contra la venganza de honor» (p. 223).

Eine eigentliche Auseinandersetzung und Weiterführung mit den Ideen der Leitfigur des Kolloquiums stellen folgende 7 Beiträge dar: Zunächst die bereits genannte, nicht vorgelegene Arbeit von Diego Catalán, dem Enkel Pidal's, der chronologisch die Forschungsinteressen seines Großvaters Revue passieren läßt. Erwähnenswert ist die bibliographische Zusammenstellung einiger wichtiger Werke von Menéndez Pidal (p. 64).

– ALVARO GALMÉS DE FUENTES, *Menéndez Pidal y la actual crítica acerca de las literaturas románicas* (p. 65–76). Galmés de Fuentes klopft Menéndez Pidal's Überlegungen auf ihre Modernität ab, wobei er sich auf die folgenden drei Aspekte konzentriert: «el poeta y el texto», «el texto y su público» und «el mensaje poético del texto». Ein Vergleich mit der «Nouvelle Critique» der 70er Jahre (Todorov, Genette, Zumthor, Jauss, Bremond) drängt sich auf.

– HERMAN KELLENBENZ, *Carlos V: La política imperial y problemas de gobierno* (p. 97–119). Man kommt – so Kellenbenz – am Werk Menéndez Pidal's nicht vorbei, beschäftigt man sich mit historischen Phänomenen Spaniens. So nennt er folgende Arbeiten von Menéndez Pidal: *La España del Cid*, *Los españoles en la historia*, *El Padre Las Casas*, *La idea imperial de Carlos V*, *Fundación del fundamental pensamiento político de Carlos V*. Besonders die beiden letztgenannten Ausführungen sind für Kellenbenz' Fragestellung von Wichtigkeit (cf. p. 97–99). Im weiteren ist dieser Beitrag eine Ergänzung zu Menéndez Pidal's Überlegungen: Zu den von diesem formulierten Zielen Carlos' V kommt bei Kellenbenz die Untersuchung der eingesetzten Mittel hinzu, wobei vor allem die Heterogenität des Imperiums zum Problem wird.

– WOLF-DIETER LANGE, *El concepto de tradición en la crítica literaria de Don Ramón Menéndez Pidal* (p. 150–171). Lange setzt sich mit dem Traditionskonzept auseinander und weist auf die literarische Dichotomie «culto-popular» hin. Er zitiert ausführlichst Menéndez Pidal und kommt zu folgenden Ergebnissen. Das Traditionskonzept bei Menéndez Pidal hat zwei Charakteristika: Einerseits seine Betonung des *juglar*; andererseits die parallele Entwicklung der romanischen Volkssprache und der volkstümlichen Literatur (p. 168). Laut Lange basiert Menéndez Pidal's Traditionskonzept auf zwei Fundamenten: 1) Er verschiebt im terminologischen Bereich den Akzent von «popular» zu «tradicional». 2) Sein Verhältnis zur 98er Generation, die die Basis der literarischen Entwicklung in der Tradition sieht und die eine Synthese des «popular» und des «culto», als Merkmal der «*alma popular*», annimmt.

– RAFAEL LAPESA, *Contienda de normas lingüísticas en el castellano alfonsí* (p. 172–190). Menéndez Pidal hat gezeigt, daß in den verschiedenen Texten aus der Zeit Alfons des Weisen die *apócope* von *-e* (z.T. auch *-o*) recht unterschiedlich gehandhabt wird. Die sogenannte *apócope extrema*² würde auf transpyrenäischen Einfluß seit der Zeit Alfons' VI zurückgehen. Lapesa analysiert eine ganze Reihe von Texten hinsichtlich dieses Phänomens und kann dabei tatsächlich eine große Uneinheitlichkeit feststellen. Auffällig ist vor allem, daß sie in den Prologen von Alfons dem Weisen ganz fehlt. Er erklärt den Sachverhalt damit, daß der im «*européismo guerrero y monacal*» (p. 188) wurzelnden Tradition der Apokopenfreundlichkeit Alfons eine neue Norm entgegensetzen versuche, die sich am «*uso más espontáneo de la fonología nativa*» orientiere (p. 189). Dies scheint für ihn ein Zug des «*castellano derecho*» zu sein. Aus Respekt vor der gelehrten Tradition versucht Alfons dennoch nicht, seine Sicht in den an seinem Hof angefertigten Übersetzungen diktatorisch durchzusetzen.

– HARRI MEIER, *Sobre la historicidad del lenguaje* (p. 191–207). Die sogenannte «historische Grammatik» hat – so Meier (p. 192) – nichts Historisches! Sie tue so, als fielen die syntaktischen, morphologischen, phonetischen «*cambios*» vom Himmel, was einer naturalistischen Auffassung gleichkäme. Eine solche enge Sicht der Sprache berücksichtige nicht das *ser humano* in seinen sozialen Implikationen, das ja wohl am Sprachwandel beteiligt sei. In diesem Sinne kritisiert Meier auch das *Manual de gramática histórica española* von Menéndez Pidal, in dem auch er die organische Einbettung vernachlässigt habe (p. 192). Im weiteren untersucht Meier die Reaktion des Strukturalismus auf diese diachronischen Grammatiken. Er erarbeitet, illustriert durch zahlreiche Beispiele, zwei Grundtendenzen: 1) Eine teleologische

² Damit bezeichnet Lapesa all die Fälle, die über die heute im Spanischen übliche Apokope hinausgehen, cf. p. 172.

Entwicklungskonzeption, die von einem ständigen Streben nach immer harmonischeren Systemen ausgeht. 2) Eine Berücksichtigung der Satzphonetik und die Auswertung der in diesem Rahmen auftretenden Variationen für die historischen Erklärungen. Meier lehnt den ersten Punkt ab, pflichtet dem zweiten dagegen voll bei. Die Fehlleistungen des Strukturalismus würden in Saussures Unilateralismus wurzeln (d.h. Meier übernimmt die gängige Vulgärrezeption von Saussure). Dennoch hätte Bally bereits ein mehrschichtiges, allerdings noch nicht hinreichend differenziertes Sprachmodell entworfen. Dies erlaubt es Meier, zur Sprachkonzeption von Menéndez Pidal in den *Orígenes del español* überzuleiten, deren mehrschichtiger Charakter als modellhaft dargestellt wird. Leider sei dieser Ansatz in Deutschland aus verschiedenen Gründen kaum rezipiert worden, obwohl er das einzig adäquate Modell für die Erklärung des Sprachwandels darstelle.

– HANS MESSMER, *Menéndez Pidal y la Reconquista, su ideología y realidad* (p. 208–217)³. Basierend auf Menéndez Pidal's *España del Cid* und *El imperio hispánico y los cinco reinos (Dos épocas en la estructura política de España)* diskutiert Messmer Menéndez Pidal's Haltung zur *idea imperial* und ihrer Beziehung zur Reconquista kritisch. Sein Ziel ist «unas cuantas anotaciones críticas, principalmente relativas al origen y al alcance efectivo del ideario» (p. 210) zugeben. Anhand einer Reihe von Themen (Rückzug der Westgoten nach Asturien, Einheit der Reconquista unter imperialer Führung, Unilateralismus der spanischen Historiographie, Kriegsgesellschaft usw.) versucht Messmer zu zeigen, daß das traditionelle Reconquista-Bild ideologisch geprägt ist und z.T. erheblich von der Realität abweicht.

*

Trotz einiger interessanter Beiträge sind wir doch der Meinung, daß das Kolloquium, bzw. das, was der Nachwelt durch die Akten erhalten bleibt, einer titanischen Forscherpersönlichkeit wie Menéndez Pidal nicht gerecht wird. Bei der Fülle der Themen und Probleme, die der größte spanische Romanist in seinem langen Forscherleben behandelt hat, hätte man doch einen organischeren, weniger durch Zufälligkeiten geprägten wissenschaftlichen Diskurs erwarten können. – Die Adäquanz-Formulierung von Hempel (cf. *supra*) ist wohl eher Wunschdenken eines um seine Aufgabe nicht zu beneidenden Herausgebers als eine objektive Einordnung des Kolloquiumsergebnisses.

Petra M. E. Braselmann

★

CRISTINA BARBOLANI (Hg.): JUAN DE VALDÉS, *Diálogo de la lengua*, Madrid (Ediciones Cátedra) 1982, 264 p.

Mit der vorliegenden Publikation gibt die Autorin Valdés' *Diálogo de la lengua* (DL) ein zweites Mal heraus. Ihrer ersten Ausgabe von 1967¹ fehlte es – laut ihrer eigenen Worte – nicht an Naivität und Pedanterie (cf. p. 101) – wohl international wiederkehrende Spezifika von Doktorarbeiten! Den Text von 1967 übernimmt sie in ihrer 82er Ausgabe mit einigen wenigen Korrekturen (cf. p. 101). Mit ihrem Rückgriff auf das Madrider Manuskript² führt

³ P. 208 ist der faktische Beginn des Beitrages von Messmer, laut Inhaltsverzeichnis fälschlicherweise p. 201.

¹ JUAN DE VALDÉS, *Diálogo de la lengua*, Edizione critica a cura di CRISTINA BARBOLANI, Messina–Firenze 1967.

² Neben dem Madrider Manuskript existieren noch das Londoner und das des Escorial, die alle aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts stammen.

sie eine Tradition fort, die mit Usoz (1860) ihren Anfang nahm und der auch Boehmer (1895), Moreno Villa (1919), Montesinos (1928), Lapesa (1940), Terracini (1957) folgten. Auch Lope Blanch (1969, 21982) folgt dem Madrider-Manuskript und insbesondere dem Text der 67er Ausgabe von Barbolani, wobei er allerdings bei Einzelinterpretationen häufig die von Montesinos und Lapesa vorzieht³. Während es Barbolani 1967 um die minutiösen Manuskriptstudien ging, deren Probleme im wesentlichen ihr Vorwort ausmachten, verzichtet sie 1982 auf den kritischen Apparat und verringert die Fußnoten-Hinweise im Sinne einer vereinfachenden Lektüre für den Leser (cf. p. 12, 98, 101). Mit dem zweifachen Hinweis, daß die 67er Ausgabe in Spanien schon schwer zugänglich sei (p. 12, 101), setzt sie sich nun das Ziel, von einer – wie bisher üblichen – partiellen und facettenhaften Valdés-Darstellung zugunsten einer umfassenden Monographie abzugehen, die die literaturhistorischen und politischen Gegebenheiten in Italien und Spanien, sowie den Einfluß des Theologen Valdés auf den Sprachreflektor Valdés berücksichtigt. Aus diesem Grund schreibt sie für die 82er Ausgabe ein neues Vorwort von ca. 100 Seiten, dem wir uns insbesondere widmen wollen. Es folgt eine gute Auswahl-Bibliographie und dann der Text (p. 115–264).

Die Einleitung ist in 3 Hauptkapitel untergliedert. Kap. I (p. 11–44) behandelt in 3 Unterkapiteln Leben und Gesamtwerk von Valdés. Barbolani zeichnet den Lebensweg Valdés' nach soweit es möglich ist, da aufgrund der politischen Umstände (Inquisition) nur wenige biographische Daten bekannt sind. Immer wieder setzt die Autorin bloße Fakten und Etappen von Valdés' Leben (z. B. Aufenthalte in Escalona und Alcalá) mit seinem Werdegang, seinen literarischen und theologischen Produktionen in feinsinniger Interpretation in Relation. Valdés' einziges zu Lebzeiten erschienenes Werk, der erasmistisch beeinflusste *Diálogo de Doctrina Cristiana* (1529), ist nach Barbolani die Ursache zweier Inquisitionsprozesse und führt schließlich zu seiner Flucht aus Spanien nach Rom (1531). In einem zweiten Schritt untersucht sie Valdés' Kontakt zur italienischen Renaissance, zu Bembo, zum Sprachenstreit und diskutiert weitere theologische Werke, die in dieser Zeit entstanden sind. Darüberhinaus expliziert sie auf verschiedenen Ebenen den Topos des *compiuto uomo*, als den sie Valdés bezeichnet (p. 35–44). – Der II. Teil der Einleitung (p. 45–92) ist der eigentlich interessante Teil des Vorworts, betrifft er doch den DL direkt. Behutsam führt Barbolani den Leser dahin, im DL, dem einzigen nicht-theologischen Werk von Valdés, keinen «Ausrutscher» zu sehen, sondern eine notwendige Konsequenz: «el problema de la lengua está muy fuertemente vinculado al religioso» (p. 46). Im Gegensatz zu Nebrija denke Valdés nicht an neue Welten, sondern an Glaubensverbreitung auf Spanisch (p. 52). In den weiteren Unterkapiteln dieses zweiten Teils behandelt sie zunächst das *esquema humanista* des DL (p. 53–62): Die Autorin verfolgt die Geschichte des Dialogs als literarische Gattung allgemein und insbesondere bei Valdés und verweist dabei auf die Nähe des DL zu Erasmus' *Coloquios*. Während im theologischen *Diálogo de Doctrina Cristiana* die Dialogstruktur künstlich übergestülpt sei (p. 56), sei im DL ein echter (Gesprächs-)Dynamismus, verankert in konkreten Zeitangaben und real identifizierbaren Personen⁴, zu bemerken, dessen Hauptkennzeichen die «Offenheit» auf allen Ebenen sei – ganz im Sinne der Tradition der italienischen Renaissance. Im 3. valdesianischen Dialog dagegen, im *Alfabeto cristiano*, gehe eben diese Offenheit aufgrund einer doktrinen Grundhaltung verloren; die Dialogstruktur hat somit ihre Funktion verloren (p. 61s.). Neben dieser äußeren Struktur des DL gebe es eine innere Struktur, die weitaus komplexer sei: Das Thema «Sprache» streife breite kulturelle Zonen, berühre den Kontrast Spanien/

³ JUAN M. LOPE BLANCH (Hg.): JUAN DE VALDÉS, *Diálogo de la lengua*, Madrid 1982, cf. p. 35.

⁴ Was sie zur Annahme verleitet, das Gespräch habe wirklich stattgefunden. Cf. dagegen LOPE BLANCH, p. 12, der dies entschieden ablehnt. Bedenkt man die italienische Tradition der Dialoge, so scheint uns letzte Interpretation angemessener.

Italien und die entsprechenden Welten «de las letras y de las armas» (p. 58). Hier erkennen wir deutlich Barbolanis Bestreben der multidimensionalen Darstellung von Valdés. In ihrem Schema p. 58, in dem sie die eben genannten sich berührenden Welten der Gesprächsteilnehmer mit sich überschneidenden Kreisen (nach der Mengenlehre) darstellt, ist ihr ein Fehler unterlaufen: Von den beiden Repräsentanten Italiens bezeichnet sie Coriolano als «curioso de la lengua», Marcio als «novicio de la lengua». Cf. dagegen die entsprechende Passage im Valdés-Text, p. 119s. der vorliegenden Ausgabe, wo die Personen in einem Beitrag Marcios wie folgt vorgestellt werden: «... y yo, como *curioso* della desseando saberla assí bien como la sé hablar, y el señor Coriolano como buen cortesano quiriendo del todo entenderla ... y el señor *Coriolano*, como *novicio* en ella, y yo, como *curioso* della.»⁵ Es kann sich nicht um einen Druckfehler in dem Schema handeln, da Barbolani auch im weiteren falsch epithetisiert: «Valdés puede entender la perspectiva de Coriolano, simple *curioso* (o sea aficionado), que no conoce el español, como también la de Marcio, *novicio* de la lengua (la entiende y sabe hablar, pero no escribir)» (p. 59). – Im 3. Unterkapitel des II. Hauptteils, «Entre italianos y españoles» (p. 62–74), geht Barbolani weiter auf die einzelnen Gesprächsteilnehmer, ihre kontrastierenden Welten und ihre Identifizierbarkeit mit authentischen Personen ein. In diesem hispano-italienischen Vergleich weist sie auf den innovatorischen Zug Valdés' hin, in Ermangelung literarischer Autoritäten wie die eines Petrarca oder Boccaccio für das Kastilische auf die *refranes* als Zeugnisse des authentischen *uso* zurückzugreifen. Valdés überwinde damit die rinascimentistische Haltung der Veredelung der Sprachen durch Latinisierungen (p. 70s. et passim). Leider nur recht knapp geht die Autorin auf Valdés' Konzeption der Sprache ein (p. 72s.): «lengua en función de la literatura», «lengua como patrimonio objetivo, producto del uso y corrupción del latín» und weist dabei auf einen Widerspruch bei Valdés hin: er vertrete zwar die moderne Theorie der Elimination einer jeden Hierarchisierung von Sprachen («Ninguna lengua puede llamarse superior a otra» [p. 73]), was ihn aber nicht daran hindere, ganz im Zeichen seiner Zeit «medir la grandeza de su lengua» (p. 73). Auch das Ansetzen des Griechischen als präromanischer Kern des Kastilischen sei letzten Endes nichts anderes als der Versuch, die hohe Wertschätzung des Griechischen im 16. Jahrhundert auf das Spanische zu übertragen – obgleich Valdés mit rein historischen Argumenten vorgehen will.

Das 4. Unterkapitel, «Arte», «uso» y «cuidado» (p. 74–83), ist im wesentlichen eine Gegenüberstellung von Valdés und Nebrija, den Valdés in geradezu ungewöhnlich polemischer Art attackiert. Wir sind dabei allerdings der Meinung, daß es Barbolani hier nicht gelingt, ihre wirklich gute Differenziertheit bei der Valdés-Darstellung auch auf Nebrija zu übertragen! Dazu einige Beispiele: 1) Barbolani stellt die These auf: «Se trata de atacar no el saber, sino la metodología del gran andaluz. Nebrija representa el manual, el compendio farragoso al que es reactio el humanismo de Valdés» (p. 78s.). Wie ist denn eigentlich die Methode Nebrijas⁶? Dazu sagt Barbolani nichts, sondern begnügt sich damit, auf den seit Menéndez Pidal bekannten Vorwurf zu verweisen, Nebrija würde nicht zwischen «lebenden» und «toten» Sprachen unterscheiden, wenn er das Kastilische nach dem Vorbild des Latein reglementieren wolle. 2) In diesem Zusammenhang sei Valdés moderner, wenn er den Erwerb des Kastilischen durch «uso», den des Latein durch «arte» und «libros» ansetze (p. 79): «El gran descubrimiento de Valdés es el *uso* contrapuesto a *arte*» (*loc. cit.*). Julio Casares hat einmal gesagt, die allgemeine Nebrija-Rezeption beschränke sich meistens auf die Lektüre seines programmatischen *prólogo*⁷ ... Und schon im Vorwort finden wir bei Nebrija bezüg-

⁵ Hervorhebung von uns.

⁶ Cf. dazu auch unten.

⁷ JULIO CASARES, *Nebrija y la Gramática castellana*, BRAE 26 (1947), 335–367, cf. p. 346.

lich des von ihm intendierten Zielpublikums, daß er durchaus, wenn auch *qua* Negativ-Formulierung, den Muttersprachenerwerb *per uso* und eben nicht *per arte* konzipiert: «I cierto así es que ... todos los otros que tienen algún trato & conversación en España & necesidad de nuestra lengua, si no vienen desde niños a la deprender por uso, podrán la más aína saber por esta mi obra»⁸. 3) Mit diesem Zitat kann auch der Nachweis geführt werden, daß Nebrija nicht nur von sprachimperialistischen Ideen geleitet ist, sondern daß er sprachliche Expansion durchaus auch aufgrund von Handel und sonstigen Kontakten für möglich hält (wenn er dies auch im Zusammenhang mit der Formulierung seines Zielpublikums ausspricht⁹). Cf. dagegen die Fehleinschätzung bei Barbolani: «[en Valdés] la expansión lingüística no sólo va pareja con el imperio [como en Nebrija], sino que implica ... *contrataciones y mercaderías*, en una concepción dinámica de intercambio y mezcla» (p. 81). 4) Auch bezüglich des *uso* muß Barbolani korrigiert werden; p. 80 behauptet sie: «... cuando 'dizen algunos' o 'unos dizen' se podrá discutir un término, siendo siempre el uso el criterio último de aceptación o rechazo ... Valdés conoce el arte, la gramática, pero no la confunde con la lengua. Toda intención normativa no es previa, sino posterior a la observación y descripción del hecho lingüístico. Estamos a gran distancia de Nebrija». Dagegen ist zu sagen, daß auch Valdés' letzte Instanz nicht immer der *uso* ist. Oft stellt er die Autorität der *refranes* über den *uso*¹⁰. Schlimmer noch: er scheut sich nicht zu betonen, daß er seinen individuellen «*uso*» meint, den er sehr häufig bewußt gegen die allgemeine Norm stellt¹¹. Ja, «estamos a gran distancia de Nebrija» – allerdings in einem völlig anderen Sinne, denn *uso* ist für Nebrija immer gleichbedeutend mit «Gebrauchsnorm»! Darüberhinaus kann man auch bei Nebrija nicht von *a priori*-Normen sprechen. Auch er geht deskriptiv vor und zieht daraus induktiv *a posteriori* seine Schlüsse¹². Des weiteren sieht Barbolani den Spracherwerb bei Valdés sehr differenziert; er gehe durch *uso*, *arte* und *gusto* derer vor sich, «que hablan e escriben bien» (p. 81), der «*personas cortesanas*», «*hombres bien hablados*» (p. 196), mit der Betonung der «*lengua de corte*» (p. 75). Nebrija aber unterstellt sie nur «*arte*»-Orientierung. Aber auch er verfolgt den *uso* der «*hablantes, sabios, doctos*»¹³. Wodurch – so fragen wir uns – unterscheiden sich denn beide in ihrer elitären Norm? Auch Valdés schaut dem Volk ja nicht «aufs Maul», cf. seine Kriterien *selección*, *vulgar* (aber nicht *plebeyo*) (aristokratischer) *juizio* (p. 83). 5) Barbolani vergewaltigt Nebrija, wenn sie sagt: «De ésta resulta una obra que, respecto a la anterior teorización de Nebrija (estructurada sólidamente en *arte*, que pretendía dignificar el castellano con criterios aplicables al latín), se nos presenta con aspecto inorgánico ...» (p. 59). Abgesehen von der bereits erwähnten falschen *arte*-Zuordnung von Nebrija ist diesem Zitat folgendes entgegenzuhalten: Einerseits dignifiziert ja auch Valdés das Kastilische durch eine klassische Sprache, nämlich mit Hilfe des Griechischen, worauf sie selber a.a.O. hinweist (p. 72s., cf. dazu oben), andererseits ist für Nebrija Latein die einzig

⁸ Hier und im folgenden zitiert nach der Ausgabe von ANTONIO QUILIS (Hg.): A. DE NEBRIJA, *Gramática de la lengua castellana*, Madrid 1980, zit. p. 102. – Hervorhebung von uns.

⁹ Die von Barbolani zitierte Valdés-Stelle (p. 137) steht auch in einem anderen Kontext, nämlich bei der (falschen) Filiation des Kastilischen vom Griechischen.

¹⁰ Cf. z.B. p. 201, 204.

¹¹ «*Arriscar por aventurar tengo por buen vocablo, aunque no lo usamos mucho*» (p. 195). – «*Cara por hazia usan algunos, pero yo no lo usaré jamás. Cada que por siempre dizen algunos, pero no lo tengo por bueno*» (p. 197). – «*Bien sé que pocos o ninguno guarda essa diferencia, pero a mí me ha parecido guardarla, por dar mejor a entender lo que scrivo*» (p. 181).

¹² *Uso* bei Nebrija beschreibt schon Quilis, den Barbolani hätte konsultieren können (cf. QUILIS, p. 67–69).

¹³ Cf. dazu z.B. NEBRIJA, p. 146, 151, 171, 194 et passim (zit. nach Quilis-Ausgabe), wo Nebrijas *uso*-Orientierung deutlich ist.

mogliche Stütze – er hat ja keine anderen Vorläufer als die lateinischen Grammatiken (im Gegensatz zu Valdés!). Die Autorin sieht nicht das dialektische Spannungsverhältnis in Nebrijas Haltung zum Latein: eigenständiges kastilisches Sprachbewußtsein macht zwar seine Grundhaltung aus (cf. z. B. Artikeltheorie), kann aber gleichwohl vereinzelte Rückfälle in die traditionelle Lateingläubigkeit nicht verhindern¹⁴.

Teil III der Einleitung (p. 93–100) umfaßt die Auflagen- und Manuskriptgeschichte des *DL* – ein knappes Resümee ihres Vorwortes der 67er Ausgabe. Dann folgt der sorgfältig edierte Text (p. 115–264).

Die vorliegende Studie überzeugt durch ihre sorgfältige Auseinandersetzung mit Valdés. Das von Barbolani gesetzte Ziel der Gesamtdarstellung ist gelungen. Außer der schon genannten zu flüchtigen «Vulgär-»Rezeption Nebrijas, die zur sehr durch Valdés' Brille vorge-nommen wird (was bei der Begeisterung der Autorin für ihren Gegenstand erklärlich ist), mißfällt uns noch ihre zu sehr literaturwissenschaftliche Auslegung des Sprachdisputs bei Valdés. Ihr multidimensionaler Ansatz wird hier zu einseitig. Es ist immerhin ein Reflektieren über *Sprache*. Und wenn Valdés' Aussagen zur Grammatik auch spärlich sind, so macht er doch wichtige Bemerkungen, z. B. zum Artikelgebrauch und zur präpositionalen Deklination. Darüberhinaus bemerkt er für die Entwicklung des Kastilischen sehr wichtige Phänomene der Phonetik, die schließlich eine bedeutende Grundlage für Amado Alonsos *De la pronunciación medieval a la moderna en español* (Madrid 1955) wurden: z. B. Schwanken zwischen *a* und *e*, *i* und *e*, *u* und *o*; zum «español culto» von Toledo bezüglich *seseo/ceceo*, etc. Entsprechendes gilt für seine Aussagen über die lexikalischen und (satz-)syntaktischen Bereiche. Die Liste der Punkte, die Valdés' Bedeutung für den Linguisten betreffen, könnte noch beliebig erweitert werden (cf. dazu auch Lope Blanch, p. 10–27; Montesinos, p. 48 ss.)¹⁵. Ebenso vermissen wir bei Barbolani die Darstellung und wissenschaftsgeschichtliche Einordnung der Ursprungstheorie, der äußerst modernen Konzeption der sprachlichen Ausgliederung auf der Pyrenäen-Halbinsel und der Entwicklung des Kastilischen, wo Valdés bereits diatopische, diastratische und adstratische Phänomene erkennt (cf. Valdés, p. 131–143). – Bei dem hoch-gesteckten und im Prinzip auch eingelösten Anspruch, eine über den Text hinausgehende *Gesamtdarstellung* von Valdés' *DL* zu liefern, ist es bedauerlich, daß die bereits *im* Text angesprochenen Ausführungen zur Sprache keine Berücksichtigung fanden.

Petra M. E. Braselmann



GUILLERMO ROJO, *Aspectos básicos de sintaxis funcional*, Málaga (Ágora) 1983, 106 p. (*Cuadernos de lingüística* 4).

En España la gramática funcional goza de una considerable difusión desde hace muchos años gracias a los esfuerzos del ilustre lingüista Emilio Alarcos Llorach. No obstante, Guillermo Rojo de la Universidad de Santiago de Compostela lamenta la carencia «de una exposición global de cierta amplitud acerca de cómo conciben los funcionalistas el componente sintáctico de una lengua, cuáles son los fenómenos que consideran especialmente rele-

¹⁴ Das dialektische Spannungsverhältnis zeigt sich in kondensierter Form bei seiner Behandlung der «kastilischen Kasus»: Nebrija sieht zwar, daß es im Kastilischen keine Kasus mehr gibt (→ Ausdruck der Beziehungen durch Präpositionen), hält aber gleichwohl am lateinischen Kasussystem fest (cf. NEBRIJA, p. 175–177).

¹⁵ JOSÉ F. MONTESINOS (Hg.): JUAN DE VALDÉS, *Diálogo de la lengua*, Madrid 1928.

vantes y cómo los integran en la teoría lingüística» (p. 7). El objetivo de *Aspectos básicos de sintaxis funcional* es mucho más modesto que el de llenar esta enorme laguna, ya que «pretende simplemente servir de introducción al estudio de algunos de los temas fundamentales de la teoría sintáctica tal como la organiza el funcionalismo» (p. 7). Este propósito se halla en plena consonancia con el público al que el autor destina el libro: «Dado el carácter de la serie, he intentado situar y desarrollar las cuestiones de modo que puedan ser comprendidas por personas que no poseen una preparación especialmente intensa en Lingüística. Se requiere, por supuesto, una cierta dosis de familiaridad con sus principios y métodos. El libro puede resultar idóneo (lo cual no excluye lectores de otras características) para quienes han hecho uno o dos cursos universitarios de esta disciplina o bien como texto complementario en esos niveles de iniciación.» (p. 8). En realidad, el libro reseñado es en buena parte un compendio que reúne en un solo tratado las ideas que Rojo ha ido exponiendo con más extensión en varios trabajos a lo largo de los últimos seis años, trabajos a los que remitiré al presentar brevemente cada uno de los cuatro capítulos de que consta el estudio.

En virtud de lo dicho hasta aquí podría creerse que *Aspectos básicos de sintaxis funcional* no pasa de ser un simple manual del funcionalismo, pero no es así. Rojo insiste en que el libro es «el resultado de mis reflexiones sobre el tratamiento de algunos de sus temas básicos» (p. 9). Por eso tampoco oculta al lector que en varios de los puntos abordados marcha por senderos diferentes de los que toman la mayoría de los estudiosos que se autodenominan funcionalistas. Guillermo Rojo no forma propiamente parte del grupo en torno a Emilio Alarcos Llorach sino que sigue más bien – y con un sello muy personal – la trayectoria funcional iniciada por Simon C. Dik en su conocida tesis de 1968 sobre la coordinación¹, trayectoria desarrollada ampliamente diez años más tarde en *Functional Grammar*². La teoría presentada en este último libro es calificada por Rojo de «interesante y prometedora» (p. 101). Aquí se impone un pequeño reproche. A pesar de que Rojo hace reiteradas referencias a Dik y aun lo cita en la p. 56, ninguna de las obras del lingüista holandés figura en la bibliografía final. Además, teniendo en cuenta al lector destinatario mencionado, habría sido también imprescindible advertir que de *Functional Grammar* existe una traducción española con los siguientes datos: Simon C. Dik, *Gramática funcional*, versión española de Leocadio Martín Mingarance y Fernando Serrano Valverde, Madrid (Sociedad General Española de Librería SA) 1981.

Cuando se ojea por primera vez el índice de las materias teóricas tratadas a lo largo de las solamente 106 páginas del libro, podría caerse en la tentación de creer que el autor se limita a rozar los temas de peso que anuncia – con la idea de contacto superficial que este verbo implica. Ocurre todo lo contrario. Naturalmente Rojo se ve obligado a dejar muchas cosas de lado – y lo señala a los lectores en varios pasajes – pero, no obstante, va directamente, como de costumbre, al tuétano de los problemas dando muestras de un razonamiento de admirable precisión.

El primer capítulo presenta: a) la estratificación del lenguaje, tal como se ha generalizado desde Hjelmslev, b) el principio de la articulación del lenguaje y una propuesta para subsanar su «formulación deficiente» (p. 25) en André Martinet, c) los problemas relacionados con la segmentación de una expresión en niveles de análisis. Al segundo de estos temas el autor ha concedido amplio espacio en un artículo aparecido recientemente en *Verba* 9 (1982), 5–40

¹ *Coordination. Its implications for the theory of general linguistics*, Amsterdam (North-Holland Publishing Company) 1968.

² *Functional Grammar*, Amsterdam (North-Holland Publishing Company) 1978. El impacto de Dik en España empieza a sentirse cada vez más. Entre algunos lingüistas parece rondar ya el adjetivo calificativo «dikista».

bajo el título *En torno al concepto de articulación*. Debe subrayarse desde aquí el loable esfuerzo de Rojo en *Aspectos básicos de sintaxis funcional* por hacer palpable y comprensible el complejo problema teórico que supone la articulación recurriendo a ejemplos ilustrativos tomados del ámbito del tráfico urbano.

En el segundo capítulo el autor pasa a estudiar las relaciones sintácticas, tema que ha sido estudiado por Rojo en un artículo publicado hace poco en el Homenaje a Fernando Lázaro Carreter³. La idea principal de este capítulo consiste en diferenciar nitidamente tres grupos de relaciones lingüísticas: a) las *relaciones lingüísticas generales* que «aparecen a lo largo y ancho de todo el sistema lingüístico» (p. 37). Concretamente se trata de las relaciones sintagmáticas y paradigmáticas, así como de la cuestión de la linealidad. Las primeras dos se subdividen en directas e indirectas y son consideradas como *clases* de relaciones lingüísticas, no como relaciones lingüísticas concretas; b) las *relaciones con características especiales*, «aquellas que, siendo siempre fundamentalmente las mismas, muestran ciertas diferencias importantes según sean contraídas por un tipo u otro de unidades lingüísticas» (p. 37). Entran bajo esta rúbrica las *relaciones secuenciales*, que «son las de situación anterior o posterior de un elemento lingüístico con respecto a otro de su misma clase» (p. 43) y las *relaciones constitutivas*, concebidas como las existentes entre la parte y el todo a que pertenece (p. 46); c) las *relaciones específicamente sintácticas* que abarcan las *conexiones* y *funciones*. «Las primeras son relaciones de una parte con otra parte» (p. 49) o sea las «establecidas entre elementos que coaparecen en la misma secuencia», las últimas «relaciones sintagmáticas existentes entre la parte y el todo en que están integradas» (p. 52). La cuestión crucial, sin embargo, que se plantea es el lugar que le corresponde en esta clasificación a la *función sintáctica*, noción que a todas luces constituye una de las preocupaciones principales del libro. En opinión de Rojo – y aquí es unánime con Dik, 1968, p. 154 – la función sintáctica es un «primitivo teórico, claramente diferenciado de otras relaciones [...] aunque indudablemente conectada con algunos de los otros factores» (p. 56). Es de lamentar que el asunto se quede en esta formulación bastante vaga, toda vez que el lector habrá identificado las funciones sintácticas con las *funciones* arriba mencionadas, que forman parte de las *relaciones específicamente sintácticas*, y ahora se encuentra con que no es así en opinión del autor.

En el tercer capítulo Rojo propone y define la escala de las unidades gramaticales que pueden asociarse con los diferentes niveles de análisis. De acuerdo con el enfoque aplicado son estas cinco: *morfema*, *palabra*⁴, *frase*⁵, *cláusula* y *oración*. Para justificar la distinción entre *cláusula* y *oración*, que, por cierto, no goza ni mucho menos de aceptación general⁶, el autor critica los conceptos de oración simple y oración compuesta de la gramática tradicional y echa mano de los argumentos ya conocidos de su monografía *Cláusulas y oraciones*, Univ. de Santiago de Compostela 1978 (*Anejo 14 de Verba*). Finaliza este capítulo con la presentación de las tres configuraciones que los tipos de unidades citados pueden adoptar, y que son: simple, compleja y compuesta, una tricotomía que recuerda la separación hecha por Juan Alcina Franch/José Manuel Blecua, *Gramática española*, Barcelona (Ariel) 1975, p. 926, entre elementos simples, compuestos e incrementados.

³ *Sobre relaciones sintagmáticas*, in: *Serta philologica F. Lázaro Carreter*, I, Madrid (Cátedra) 1983, p. 533–543.

⁴ Desgraciadamente ROJO no dice casi nada sobre este término tan discutido y polémico. Véase para ello J. M. GONZÁLEZ CALVO, *Consideraciones sobre la palabra como unidad lingüística*, *Revista Española de Lingüística* 12 (1982), 375–410.

⁵ En el sentido de «frase nominal», «frase verbal», etc.

⁶ Véase la reseña de S. GUTIÉRREZ, *A propósito de «Cláusulas y oraciones»*, *Archivum* 29–30 (1979–1980), 529–547.

El cuarto y último capítulo trata de diferenciar nitidamente los estratos sintáctico, semántico e informativo (= pragmático) a fin de desterrar de la lingüística las confusiones de criterios pertenecientes a esferas distintas de la lengua. El botón de muestra con que se verifica es el concepto de «sujeto». Seguidamente se asignan a cada uno de estos tres estratos sus funciones correspondientes. En lo semántico, tras una breve alusión a la gramática casual de Fillmore, Rojo explica y establece – aunque eso sí, con carácter muy provisional – el inventario de las funciones semánticas que pueden suponerse para el español. Evidentemente habría sido interesante hacer algo paralelo en la dimensión sintáctica pues hasta ahora, pese a que todo el mundo habla de funciones sintácticas, carecemos todavía de inventarios concretos. Sin embargo, el autor prefiere estudiar la problemática más global y abstracta de si la función sintáctica debe ser considerada como un signo lingüístico (de tipo relacional) o bien como parte de un signo lingüístico, una cuestión que Rojo ha tratado a fondo en *La función sintáctica como forma de significante*, *Verba* 6 (1979), 107–151. En este artículo, lo mismo que en el libro aquí reseñado, Rojo concluye que la función sintáctica (sujeto, predicado, etc.) es una forma de significante (o si se quiere de expresión) mientras que la forma de significado es ocupada por la función semántica. Entre ambas caras no existe biunivocidad.⁷ Mi duda personal respecto a la teoría de Rojo deriva de la dificultad de concebir como sustancia de significante los procedimientos sintácticos que marcan las funciones como concordancia, posición, preposiciones, etc. En el pasaje reservado al estrato informativo Rojo se limita prácticamente a exponer la opinión de M. A. K. Halliday, *Notes on Transitivity and Theme* (II), *Journal of Linguistics* 3 (1967), 199–244, pues es «quien [...] ha profundizado más y mejor en estas cuestiones» (p. 102). En suma, Rojo explica las parejas nocionales *tema/remata*, *información dada/información nueva* y el concepto de *foco* advirtiendo que no se confundan estos tres aspectos como suelen hacerlo no pocos estudiosos. El libro termina con una mirada sobre la relación entre las funciones individualizadas y los esquemas (semánticos y sintácticos) en que están insertadas pues Rojo atribuye prioridad a los esquemas sobre las funciones que las componen (p. 96 y 100).

Cada uno de los cuatro capítulos va seguido de un apartado suplementario titulado *Ampliaciones y referencias* en el que el autor añade algunas indicaciones aclaratorias, por ejemplo de índole terminológica, así como referencias bibliográficas.

El carácter del libro es evidente. La intención – y con ella el mérito – de Rojo no es la de construir una nueva teoría sino replantear conceptos anquilosados de la gramática tradicional y del estructuralismo confiriéndoles nueva movilidad a través de reconsideraciones interesantes que descubren y despiertan el potencial teórico latente en varios de ellos. Llegado aquí, tengo la impresión – no sé si justificada – de que este libro puede plantear problemas al público destinatario mencionado por Rojo. La lectura no es fácil dado el elevado grado de teorización de buena parte de los temas tratados. Además, desde mi punto de vista, hubiera sido preferible invertir el orden de los capítulos 2 y 3. ¿Por qué? Existe una estrecha relación temática entre los capítulos 1 y 3 pues tratan los niveles de análisis y los tipos y subtipos de unidades que pueden aparecer en ellos respectivamente. En cambio, los capítulos 2 y 4 versan sobre las relaciones que dichas unidades pueden contraer, sobre otros tipos de relaciones y sobre los estratos en que se dan. La relación entre ambos bloques – por una parte los capítulos 1 y 3 y por otra 2 y 4 – consiste en que en el segundo bloque se tratan ampliamente las relaciones que pueden ejercer las entidades descritas en el primero.

⁷ E. ALARCOS LLORACH, *Metodología estructural y funcional en Lingüística*, *Revista española de Lingüística* 7 (1977), 1–16, en cambio, cree que la función sintáctica constituye un signo entero. Los rasgos «sujeto», «predicado», etc. conforman la forma de significado y los procedimientos marcadores como concordancia, posición, etc. el significante (no hay asignación específica a la forma o a la sustancia).

A pesar de estas pocas reservas quisiera concluir esta recensión recalcando que *Aspectos básicos de sintaxis funcional* es un libro sumamente sugestivo, repleto de ideas interesantes que obligan a reexaminar algunos conceptos teóricos que hasta la fecha se han considerado como intocables piedras angulares.

Enzo Franchini



MARIUS SALA – DAN MUNTEANU – VALERIA NEAGU – TUDORA ȘANDRU-OLTEANU, *El español de América*. Tomo I: *Léxico*, 2 Teile, «Publicaciones del Instituto Caro y Cuervo» LX/LXI, Bogotá 1982, XXXII + 623/497 p.

Wirtschaftliche, politische und nicht zuletzt kulturelle Vorgänge in Lateinamerika haben in letzter Zeit das Spanische des Neuen Kontinents ins Rampenlicht gerückt und damit die Diskussion über den Status des Sprachgebrauchs diesseits und jenseits des Atlantiks erneut in Gang gebracht. Dabei wurde wieder deutlich, wie lückenhaft das amerikanische Spanisch (ASpan.) und sein Verhältnis zum europäischen Standard (ESpan.) bisher erforscht sind. Obwohl in jüngster Zeit verschiedene lokale und regionale Monographien erschienen sind, bestehen nur wenige Gesamtdarstellungen¹. Besonders was die Lexikographie betrifft, sind die meisten Repertorien zum ASpan. älteren Datums und insofern unbefriedigend, als sie Bedeutungen und Verbreitungsgebiete der Wörter nur sehr bruchstückhaft wiedergeben². Diesem Mißstand wollten Sala und seine Mitarbeiter abhelfen, indem sie das Material aus einer repräsentativen Reihe von Wörterbüchern und regionalen Untersuchungen zu einer Synthese zusammentrugen.

Der vorliegende, zweiteilige Band, der durch einen zweiten zu Phonetik, Morphologie und Wortbildung ergänzt werden soll, gibt eine breite Übersicht über den Wortschatz Iberoamerikas, allerdings nicht als alphabetisch geordnetes Wörterbuch und auch nicht im Sinne von Kany's *Semántica hispanoamericana*³. Es geht den Verfassern vielmehr um die geschichtliche und kulturelle Dimension des Lexikons, wobei folgende Fragen aufgeworfen werden: welche Stellung nehmen Fremdelemente wie Indianismen, Anglizismen, usw. ein? Inwiefern

¹ So v.a. M. L. WAGNER, *Lingua e dialetti dell'America Spagnola*, Firenze 1949; B. MALMBERG, *La América hispanohablante. Unidad y diferenciación del castellano*, Madrid ³1974; J. M. LOPE BLANCH, *El español de América*, Madrid 1968; H.-D. PAUFLER, *Lateinamerikanisches Spanisch. Phonetisch-phonologische und morphologisch-syntaktische Fragen*, Leipzig 1977; ferner die entsprechenden Kapitel in A. ZAMORA VICENTE, *Dialectología española*, Madrid ²1967, und R. LAPESA, *Historia de la lengua española*, Madrid ⁸1980.

² F. J. SANTAMARÍA, *Diccionario general de americanismos*, México 1942; A. MALARET, *Diccionario de americanismos*, Buenos Aires ³1946; M. A. MORÍNIGO, *Diccionario manual de americanismos*, Buenos Aires 1966; M. SCHWAUSS, *Wörterbuch der regionalen Umgangssprache in Lateinamerika*, Leipzig 1977. Anschliessend noch eine Liste der Abkürzungen der in dieser Besprechung zitierten Wörterbücher: *Autoridades* = Real Academia Española, *Diccionario de autoridades* (1726–1739), Madrid 1979; *Corominas/Pascual* = J. COROMINAS – J. A. PASCUAL, *Diccionario crítico etimológico castellano e hispánico*, Madrid 1980ss.; *DRAE 70* = *Diccionario de la Real Academia Española*, Madrid ¹⁹1970; *Figueiredo*, = C. DE FIGUEIREDO, *Dicionário da língua portuguesa*, Lisboa ¹⁶1981 (t. I), ¹⁵1982 (t. II); *Moliner 75* = M. MOLINER, *Diccionario de uso del español*, Madrid 1975; *PDBLP* = *Pequeno dicionário brasileiro da língua portuguesa*, São Paulo ¹⁰1972; *Planeta* = *Diccionario Planeta de la lengua española usual*, Barcelona 1982; *Toro* = *Nuevo pequeño Larousse ilustrado*, adaptación española de M. DE TORO Y GISBERT, Paris 1963.

³ CH. E. KANY, *Semántica hispanoamericana*, Madrid 1963.

haben herkömmliche Wörter des ESpan. in Amerika abweichende Bedeutungen? Wie verteilen sich diese Erscheinungen in der Geographie des Kontinents? Welches Verhältnis besteht zwischen dialektal, sozial und stilistisch markierten Ausdrücken des ESpan. und dem amerikanischen Sprachgebrauch? – Die Fragestellung ist also mindestens zum Teil eine etymologische, wenn auch die Darbietung des Materials strikt synchron ist. Im Vordergrund steht ferner ein quantitativer Aspekt: mit einer ausgeklügelten Methode, welche die geographische Verbreitung, die morphologische Produktivität (Ableitungen, Zusammensetzungen) und die Bedeutungsvielfalt der einzelnen Lexeme berücksichtigt, wird versucht, die Vitalität, bzw. die sprachliche und soziale Verwurzelung der Wörter zu bestimmen. Im Anschluß an diese statistische Auswertung jedes Kapitels stellen die Verfasser die Ergebnisse der meist noch spärlichen Untersuchungen zur diastatischen Verteilung der behandelten Elemente zusammen. Im folgenden sei der Aufbau des Buchs kurz skizziert:

1. Unterschiede im Inventar gegenüber dem Gemeinspanischen⁴:

- 1.1. der *Ausdrucksebene*, d.h. Signifikanten, welche im ESpan. unbekannt sind, also Entlehnungen aus den indianischen Sprachen, dem Englischen, Französischen, Italienischen, den afrikanischen Sprachen, dem Portugiesischen und dem Deutschen, in der Reihenfolge ihrer numerischen Bedeutung;
- 1.2. der *Inhaltsebene*, d.h. Signifikanten, die in Spanien gebräuchlich sind, jedoch mit anderen Bedeutungen; dabei wird unterschieden zwischen Abweichungen im Gebrauch, welche durch die innere Entwicklung der Sprache zustandekamen, und andere, welche auf äussere Einflüsse (Lehnübersetzung) zurückzuführen sind.

2. Unterschiede in der Distribution gegenüber dem ESpan.:

- 2.1. Wörter, die in Spanien nur bestimmten diachronischen, diatopischen oder diastatischen Varietäten angehören (Archaismen, Regionalismen, Seefahrtsterminologie, usw.);
- 2.2. Synonyme mit unterschiedlicher Häufigkeit im ESpan. und im ASpan.
- 2.3. Indianische Elemente mit unterschiedlicher Häufigkeit im ESpan. und im ASpan.
- 2.4. Wörter, welche in neuen phraseologischen Verbindungen vorkommen.

Die einzelnen Inventare basieren auf den gängigen Wörterbüchern des ESpan. und ASpan. und auf verschiedenen regionalen Arbeiten. Da sich die Verfasser eine etymologische und semantische Gesamtdarstellung in einem relativ engen Rahmen vorgenommen hatten, mußten sie sich, was die ausgewertete Bibliographie und die einzelnen Artikel angeht, auf das Wesentliche beschränken. Ein Vergleich etwa mit I. Lerner's Buch zu den Archaismen im ASpan.⁵, einer Arbeit, die ähnlich gelagert ist und von Sala et al. für die entsprechenden Abschnitte ihres Werks verwendet wurde, zeigt dies deutlich. Weggelassen wurde im Sinne der synchronen Konzeption jegliche Information über die Wortgeschichte; bei Lehn- und Fremdwörtern steht nur das Etymon in Klammern, was bei Lexemen, welche durch verschiedene Sprachen gewandert sind (z. B. Frz. → Engl. → Span. oder Afrik. → Port. → Span.) nicht immer unproblematisch ist. Die Eintragungen gehen, wenn vorhanden, von den Daten des *DRAE 70* aus, ein Prinzip, über das noch zu diskutieren sein wird; es folgen die Angaben der Wörterbücher zum ASpan. und an dritter Stelle die Materialien aus Regionalstudien (nur sie werden namentlich genannt). Die Bedeutungen werden durch möglichst kurze Umschreibungen oder Synonyme gekennzeichnet, Pflanzen- und Tierbezeichnungen nicht näher bestimmt.

⁴ Es wird nicht ganz klar, weshalb hier das ASpan. dem «español común», später aber dem ESpan. gegenübergestellt wird.

⁵ I. LERNER, *Arcaísmos léxicos del español de América*, Madrid 1974.

Wie schon die Arbeit derselben Autoren zum indianischen Wortschatz im ASpan.⁶ ist auch dieses Buch nicht eigentlich als Nachschlagewerk, sondern als Übersicht und Hilfsmittel angelegt, das für Einzelheiten den Gang zu den Quellen erfordert. Trotzdem handelt es sich angesichts der unbefriedigenden Ausgangslage um eine Pioniertat. Dem Hispanisten wird ein Arbeitsinstrument in die Hand gegeben, das trotz der da und dort anzubringenden Korrekturen seinen Wert behalten wird.

In der Folge einige Bemerkungen zu den einzelnen Abschnitten: In einem ersten Kapitel, das zugleich zu den interessantesten gehört, werden die Entlehnungen aus den indianischen Sprachen beschrieben. Zusätzlich zu den im eben erwähnten Buch vorgestellten Materialien werden 636 neue Wörter aufgeführt, wie auch die bibliographische Grundlage erweitert wurde. Eine weitere Neuerung besteht darin, daß man nun die auch in Spanien bekannten Indianismen (277 Lexeme) ausgeschieden und unter 2.3. behandelt hat. Diese Trennung ist an sich sinnvoll, sie stößt jedoch auf praktische Schwierigkeiten, da die Frage, was auch zum ESpan. gehört, nicht eindeutig beantwortet werden kann. Neben allgemein Bekanntem wie *aguacate*, *cacahuete*, *cacique*, *canoa*, etc. geben *DRAE* 70 und z.T. andere Wörterbücher zahlreiche Wörter an, die der Durchschnittssprecher in Spanien kaum kennt. Sie sind in 2.3. eingeflossen und verzerren damit das Bild einigermaßen. Die quantitative Analyse ergibt, daß Ketschua und Nahuatl die meisten und vitalsten Indianismen stellen. An dritter Stelle steht das Arauakisch-Karibische, d. h. die erste amerindische Sprache, mit der die Spanier in Berührung kamen. Die Ketschuawörter sind außerdem am weitesten verbreitet.

Ein besonders schwierig darzustellendes Kontingent im nichtspan. Wortschatz sind die Anglizismen. Hier erweist sich der *DRAE* 70 als unzulängliche Basis für die Charakterisierung der amerikanischen Verhältnisse, denn im Gegensatz zu den Indianismen gibt es eine äußerst große Zahl von englischen Elementen, die jeder Spanier kennt, obwohl die Akademie sie bisher nicht aufgenommen hat. Diese Allerweltsanglizismen, die in *DRAE* 70 fehlen, blähen dann das Inventar zum ASpan. übermäßig auf. Zwar werden in der Auswertung der Daten zwei Listen der auch in Spanien üblichen Elemente gleichsam nachgereicht, die eine ohne Quellenangabe, die andere nach Toro (I. 408–409), aber es wäre hier wohl angezeigt gewesen, für das ESpan. von Moliner 75 auszugehen⁷. Die Auswertung zeigt, daß erwartungsgemäß der Südwesten der USA, die Antillen, Mexiko und Mittelamerika am meisten Anglizismen aufweisen. Noch wenig untersucht, aber sehr wichtig ist in diesem Zusammenhang die Sprache der Massenmedien (I. 428), da darin von den USA ausgehende Konsumanreize mit der entsprechenden Terminologie und aus dem Englischen übersetzte Meldungen eine bedeutende Rolle spielen.

Unter den Gallizismen haben einige eine ziemlich komplizierte Geschichte, die in den knappen Hinweisen des Inventars zu kurz kommt. So wird *bayú* (Kuba) 'casa, sitio o reunión indecente u obscena', 'burdel' auf frz. *boyau* zurückgeführt, während Corominas/Pascual es

⁶ M. SALA et al., *El léxico indígena del español americano. Apreciaciones sobre su vitalidad*, México / Bucureşti 1977; cf. unsere Besprechung in *VRom.* 41 (1982), 332–335.

⁷ Moliner 75 und *Planeta* (den die Verfasser natürlich nicht benutzen konnten) enthalten noch folgende, bei Sala et al. nur für Iberoamerika ausgewiesene Anglizismen: *barman* (M, P), *best-seller* (P), *blues* (P), *boxcalf* (M), *boxer* (P), *clip* (P), *clon/clown* (M, P), *cocker* (P), *columnista* (P), *cómic/comic* (P), *competitivo* (P), *contusionar* (P), *crac* (M, P), *croquet* (M, P), *chance* (P), *chequear* (P), *chomba/chompa* (P), *chut* (P), *chutar* (M, P), *disc-jockey* (P), *dren* (M), *drive* (P), *espiche* (P), *estárter* (P), *estor* (M, P), *fan* (P), *flirt* (M, P), *flirtear* (M, P), *flirteo* (M, P), *fuel/fueloil* (P), *full* (P), *gag* (M, P), *gasoil* (P), *grog* (M, P), *grogui* (P), *groom* (M), *günche* (M), *hamburguesa* (P), *interviuar* (M), *lock-out* (P), *miladi* (M), *motel* (P), *music-hall* (P), *net* (M), *nurse* (M, P), *offset* (M, P), *panqueque* (P), *play-back* (M, P), *poney* (P), *pull-over/pullover* (M, P), *rally(e)* (P), *ranking* (P), *round* (M), *sedan* (P), *sisal* (M, P), *sound-track* (M), *sprint* (M), *sulky* (P), *trailer* (P), *tweed* (P), *twist* (P), *western* (P).

von frz. (Louisiana) *bayou* 'aguas estancadas' herleiten; beide Etymologien sind nicht restlos einleuchtend. Das rund um die Karibik verbreitete *brasier* 'sostén, sujetador' ist zwar frz. Ursprungs, muß aber seiner speziellen Bedeutung wegen aus dem Englischen entlehnt sein, ebenso *buró* 'mesa de noche'⁸. *Calimete* (R. Dom.) 'paja para tomar, principalmente, refrescos', (Kuba, R. Dom.) 'canutillo de cachimbo' kommt nicht direkt von frz. *chalumeau*, sondern entspricht der normandischen Form *calumet*, die von frankokanadischen Siedlern zur Bezeichnung der nordamerikanischen Indianerpfeife verwendet wurde. *Chambo* (Mex.) 'cambio de granos y semillas por otros' und *chambonear* 'hacer chambonadas (= Gelegenheitsarbeiten verrichten)' sind auch im Westen der Iberischen Halbinsel belegt, ob es sich aber um ein «híbrido luso-francés» (*cambiar* + *changer*) handelt, wie Corominas/Pascual (s. *chamarilero*) wollen, ist nicht klar. *Voisinage* als Grundwort zu *vecindaje* (Arg.) ist zu kurz gegriffen, es liegt vielmehr eine Ableitung von *vecind-* (cf. *vecindad*, *vecindario*) mit dem in Argentinien häufigen, aber kaum als Gallizismus empfundenen Suffix *-aje* (cf. *paisanaje*, *colonaje*) vor.

Bei den Italianismen sind folgende Berichtigungen anzubringen: Verschiedene der unter *chantar* angegebenen Bedeutungen, besonders auch der Ausdruck *chantar cuatro frescas* gehören kaum zu it. genov. *cianta*, sondern eher zu westiberorom. *chantar* 'poner', 'clavar' (v. Corominas/Pascual, *Autoridades* s.v.). *Descangallado*, *-ar* ist nicht italienischen, sondern portugiesischen Ursprungs (cf. Figueiredo, *PDBLP*, s. *escangalhado*, *-ar*), ebenso dürfte das in Bolivien belegte *tartaruga* aus dem brasilianischen Portugiesisch entlehnt sein.

Im Zusammenhang mit den Lusismen lassen sich drei Schichten westiberoromanischen Lehnguts im Spanischen unterscheiden: 1) die Elemente, welche relativ früh aus den westlichen Dialekten (die Lokalisierung im Portugiesischen, Galicischen oder Leonesischen fällt hier oft schwer) ins Spanische gelangten; 2) die Lusismen, welche während der Entdeckungs- und Kolonialepoche vom ASpan. bestimmter Zonen aufgenommen wurden; 3) spezifisch brasilianische Lusismen, welche entweder als Signifikanten in Portugal nicht üblich sind (Afrikanismen, Indianismen) oder deren Bedeutungen in Europa nicht verwendet werden. Zur ersten Gruppe gehören etwa das bereits erwähnte *chantar* oder *piquinino* 'chicuelo', 'persona pequeña', etc.⁹, zur zweiten z.B. *ingrimo* 'solo, sin compañía', 'triste, desolado'¹⁰ oder die auch auf den Kanarischen Inseln bezeugten *margullar* 'sumergirse', 'acodar' und *margullo* 'acodo o mugrón de planta que echa raíces al ser plantado'¹¹, dann wahrscheinlich *piquiña* 'picazón', 'invidia, inquina' und *rasquiña* 'picazón, comezón, prurito', zwei Wörter, welche in der Karibik, besonders in Puerto Rico, zu finden sind. Die dritte Gruppe tritt in fast allen an Brasilien angrenzenden Ländern in Erscheinung, hauptsächlich jedoch in der La-Plata-Zone. Als Brasilianismen wären im Inventar außer den als solche ausgewiesenen aufgrund ihrer Form oder Bedeutung folgende Lexeme zu bezeichnen: *batuque*, *bichoco*, *boceta*, *bolacha*, *capanga* (zu trennen von bras. *capiango*), *capoeira*, *catimbau*, *farinha*, *farra*, *guajuru*, *maturrango*, *pelego*, *piranha*, *pirão*, *pombeiro*, *rapariga*, *seringa*, *tucura*, *xereta*¹².

Im Kapitel zu den Inventarunterschieden auf Inhaltsebene ist v.a. der Abschnitt über die span. Erbwörter mit abweichenden Bedeutungen ohne Fremdeinfluß zu erwähnen. Er steht

⁸ *Bureau* ist im amerikanischen Englisch «an article of furniture for holding clothing, usually surmounted by an adjustable mirror; a chest of drawers» (*Dictionary of American English on historical principles*, ed. W. CRAIGIE, London 1938–44, s.v.).

⁹ Cf. ZAMORA VICENTE, *op. cit.*, p. 429 und LAPESA, *op. cit.*, p. 593.

¹⁰ Cf. LERNER, *op. cit.*, s.v.

¹¹ Cf. M. ALVAR, *El español hablado en Tenerife*, RFE Anejo 69, Madrid 1969, p. 202.

¹² Dieses Wort ist wohl als Basis von *sherete* (Perú) 'enamorado' (I. 599) gemeint, wobei die semantischen Zusammenhänge unklar sind. Weitere Berichtigungen: *benzer*, nicht *bencer*; *fateixa*, nicht *pateixa*.

in enger Beziehung zum Abschnitt über die Archaismen im ASpan. (unter 2.1.). Tatsächlich findet man die von Lerner behandelten Elemente teils unter 1.2., teils unter 2.1. Nicht zu den Archaismen rechnen Sala et al. offenbar die Wörter, für welche in Amerika von der alten Grundbedeutung völlig verschiedene Verwendungen bestehen, wie etwa für *frangollo*, das zugleich als Beispiel für Struktur und Leistungen der einzelnen Eintragungen im vorliegenden Buch dienen mag: *DRAE* 70 gibt als Bedeutungen 1. 'granos quebrantados de cereales y legumbres', 2. 'cosa hecha de prisa y mal', 3. Cuba y P. Rico 'dulce hecho de plátano machacado' an. Bei Sala et al. erscheint den eingangs erwähnten Prinzipien entsprechend nur 3., wobei das Verbreitungsgebiet auf «Antillen» erweitert wird; hinzu kommt die Information «Perú 'mezcolanza, desorden', Méx. (Santamaría) 'prominencia que se le forma a la ropa de la mujer sobre las sentaderas al caminar'» (II. 81). Lerner registriert noch folgende Daten: «Arg., Chile, Par. 'maíz o trigo molido', Chile, Perú 'comida de mineros'». In Moliner 75 erscheinen neun Bedeutungen, unter welchen für Amerika interessant sind: Arg. 'acción de frangollar', fig. Perú 'revoltijo', fig. Méx. 'bazofia', Arg. 'locro, guiso de maíz molido'.

Ebenso heikel wie die Unterscheidung der Anglizismen des ASpan. von denjenigen des ESpan. ist das Problem der Lehnübersetzungen (*calcos*) aus dem Englischen; es kommt im Abschnitt zu den semantischen Abweichungen aufgrund äußerer Einflüsse zur Sprache. Die Aufpropfung neuer Bedeutungen auf bereits bestehende Formen geht oft fast unmerklich vor sich, besonders wenn jene sich ungefähr im selben Sinnbereich bewegen (cf. *la administración Nixon* bzw. sein deutsches Pendant, in denen mit *adminstración* nach dem Englischen 'Regierungszeit, Regierungsstab' gemeint ist). Auch hier hinkt die Lexikographie zwangsläufig hinter dem Sprachgebrauch her. Wir meinen aber doch, daß Ausdrücke wie *crucero* 'viaje de placer por mar o río', *ficción* 'literatura en que predomina el elemento imaginativo', *finanzas* 'teoría y práctica de las operaciones y transacciones comerciales', *operador* 'persona que maneja un aparato', 'telegrafista', *posición* 'puesto, cargo', 'situación de una persona en determinado momento', 'actitud asumida por alguien respecto de un hecho', *salario* 'sueldo mensual' und *sofisticado* 'afectado en sus gustos o costumbres', 'excéntrico', 'refinado con afectación'¹³ in Spanien ebenso bekannt sind wie in Amerika.

Eine Bemerkung ferner zu einer Lehnübersetzung aus dem Portugiesischen: zu *papagayo* geben die Verfasser unter Berufung auf eine Arbeit von A. Rosenblat für Argentinien, Kuba, Mexiko und Venezuela die Bedeutung 'cometa (= Papierdrache)' an. Port. *papagaio* (*de papel*) ist tatsächlich der geläufige Terminus für diesen Begriff, während span. *papagayo* 'id.' in *DRAE* 70, Moliner 75 und *Planeta* fehlt. In Mexiko hält J. M. Lope Blanch als besondere Verbreitungsgebiete Yucatán, Campeche und Tabasco fest¹⁴. L. Flórez et al. bezeugen den Ausdruck im kolumbianischen Departement Norte de Santander¹⁵. Interessanterweise erscheint *papagayo* aber auch vereinzelt im Sprachatlas von Andalusien, und zwar an je einem Punkt der Provinzen Sevilla und Cadix¹⁶. Wir haben es somit wohl mit einem Lusismus der Gruppe 2) zu tun, der seinen Weg über Sevilla in die Neue Welt genommen hat. Charakteristisch ist dabei die geographische Verteilung an der mexikanischen Atlantikküste, die sich ganz ähnlich bei dem gleichbedeutenden und ebenfalls in Westandalusien verbreiteten *pandorga* zeigt. Beide Tatsachen mögen zur Erhärtung jener Hypothese beitragen, wonach der andalusische Sprachgebrauch sich besonders an den Küsten Iberoamerikas niedergeschlagen hat.

¹³ Alle in Moliner 75 aufgeführt, außer *operador*, das in *Planeta* zu finden ist.

¹⁴ J. M. LOPE BLANCH, *Investigaciones sobre dialectología mexicana*, México 1979, p. 82–83.

¹⁵ L. FLÓREZ – J. J. MONTES GIRALDO – J. FIGUEROA LORZA, *El español hablado en el departamento del Norte de Santander*, «Publicaciones del Instituto Caro y Cuervo» XXVIII, Bogotá 1969, p. 430.

¹⁶ M. ALVAR, *Atlas lingüístico y etnográfico de Andalucía (ALEA)*, Granada 1961–1973, Karte 1424 Punkte Se 406, Ca 201.

Zum Schluß ein Wunsch für den angezeigten zweiten Band: es ist zu hoffen, daß die Autoren den Wert ihrer verdienstvollen Arbeit durch einen Wortindex vollends zur Geltung bringen.

Rolf Eberenz



HANS SCHEMANN, *Das idiomatische Sprachzeichen*: Untersuchung der Idiomatizitätsfaktoren anhand der Analyse portugiesischer Idioms und ihrer deutschen Entsprechungen, Tübingen (Niemeyer) 1981, 412 p. (*Beih. ZRPh.* 183).

Die vorliegende Untersuchung entspricht mit wenigen Änderungen (Kap. 3.3. und 4.) der Habilitationsschrift von Schemann. Sie umfaßt 3 Teile: 1. Theoretische Einleitung (p. 5–49), 2. Exemplarische Analyse der mit *dar* gebildeten Idioms (p. 51–286), 3. Präsentation des vollständigen Korpus, das dieser Analyse zugrundeliegt (p. 289–396). Ziel der Arbeit ist die Bestimmung der einzelnen Idiomatizitätsfaktoren und ihr Zusammenspiel, bzw. die Untersuchung der Faktoren, die je spezifisch gebündelt die unterschiedlich strukturierten Idioms konstituieren (cf. p. 1). Schemann versteht seinen Ansatz also als «Grammatik der Idiomatik» und nicht als statistische Erfassung der Idioms. In diesem Sinne soll die Untersuchung synchronisch strukturell angelegt sein (cf. p. 11). Diese Zielsetzung bedingt auch das Vorgehen bei der Korpuskonstitution (cf. p. 8ss.): Als Informanten dienen ihm Studenten bzw. Akademiker in Portugal und Brasilien. Zur Kontrolle dieser so erhaltenen Aussagen zieht er alle mündlichen und schriftlichen Texte hinzu, die das betreffende Idiom enthalten. Darüberhinaus schaltet er zwei portugiesische und zwei brasilianische Revisoren ein. Das Korpus umfaßt ca. 650 idiomatische Verwendungen von *dar* mit 800 verschiedenen Bedeutungen, die sich in unterschiedlichem Ausmaß auf das Portugiesische und Brasilianische verteilen.

Schemanns Auffassung von Idiomatik liegt das gesamte Bedeutungsspektrum von engl. *idiom* zugrunde (p. 2): 1. Sprache (in ihrer spezifischen Eigenart als je besondere Einzelsprache), 2. (spezifische) Ausdrucksweise (Dialekte, Soziolekte, Idiolekte), 3. idiomatischer Ausdruck/Wendung. Sein eigentlicher Untersuchungsgegenstand scheint allerdings nur Punkt 3 zu umfassen; die Weite und Unschärfe des Begriffs *idiom* führt aber dazu, daß die Grenzen der dritten Bedeutung gefährlich unscharf und verschwommen werden. So stehen «dar em cima de alg.» 'hinter jem. hersein/herlaufen' (p. 393) neben «dar (muita) importância a qc» 'von etwas (sehr) viel halten/auf etwas (sehr) (großen) Wert legen' (p. 389) nebeneinander. Oder um es zu verdeutlichen: dt. «das geht dich einen feuchten Kehrriech an» (p. 10) steht sicher auf einer prinzipiell anderen Stufe als z. B. «dar um conselho a alg.» 'jem. einen Rat geben' (p. 328). Ein idiomatisches Zeichen liegt für Schemann immer dann vor, wenn die Gesamtbedeutung einer Sequenz nicht mehr als Produkt ihrer Konstituenten gelten kann und diese Gesamtbedeutung überdies lexikalisiert ist (p. 51). Nur: wie kommen bei einer derartigen Definition dann Ausdrücke wie «dar importância» und «dar um conselho» in sein Verzeichnis der Idioms? Einfach deshalb, weil die Bedingungen für eine idiomatische Wendung für ihn schon dann erfüllt sind, wenn nicht mehr ein konkretes Objekt «gegeben» wird (cf. z. B. p. 61 ss., p. 79 et passim). Womit Schemann nicht nur in zahlreichen Fällen gegen das spontane Urteil des Normalsprechers verstößt, sondern sich auch das Problem einhandelt, die alles andere als einfache Grenze zwischen 'konkret' und 'abstrakt' ziehen zu müssen (so stehen «dar uma bofetada/um tabefe/uma surra» etc. [p. 290] bei *dar I* 'jem. etwas Abstraktes geben' [p. 61]!).

Jede idiomatische Wendung hat für ihn eine spezifische *langue*-gegebene Bedeutung, doch scheint die Normalbedeutung (oder wie er etwas unglücklich sagt «Bildbedeutung»),

cf. p. 19) der einzelnen Konstituenten in jeweils unterschiedlichem Ausmaß noch durch. Gemeint dürfte damit wohl sein, daß es noch so etwas wie assoziative Beziehungen zum normalen semantischen Gehalt der Elemente gibt; Schemann spricht von «Transparenz» (p. 12 ss.). Gerade diese Unterschiede zwischen «Bildbedeutung» der Konstituenten und «Sprachbedeutung» der Idioms versucht Schemann nun für die Klassifikation der Wendungen nutzbar zu machen, indem er in einer kontrastiven Analyse die Unterschiede auf rhetorische Figuren wie Metapher, Metonymie, Synekdoche usw. zurückführt. Neben diesen «Übertragungs»-Mechanismen widmet sich Schemann weiter den – nach seiner Auffassung – beiden anderen Idiomatizität konstituierenden Faktoren: Kontext und Pragmatik (besser textueller und situativer Kontext, bzw. Ko- und Kontext).

Schemanns Untersuchung beschreitet in vielerlei Hinsicht neue Wege und bringt eine Fülle von interessanten Erkenntnissen bezüglich der Natur der idiomatischen Wendungen. Gleichwohl scheint uns der Ansatz gewisse Mängel zu beinhalten, die noch endgültigeren Resultaten im Wege stehen:

- p. 11/12 wendet sich Schemann gegen eine strenge Trennung von Synchronie und Diachronie (die angeblich auf Saussure zurückgehen soll) und betont im Anschluß an Rey, daß zwischen den beiden Bereichen ein dialektisches Verhältnis bestehe. Hinsichtlich seiner idiomatischen Wendungen zieht er daraus den Schluß, daß das «Transparenz»-Phänomen ein Durchscheinen der Diachronie in der Synchronie darstelle (p. 19). Abgesehen davon, daß Saussure nicht eine strenge Trennung will, sondern das Verhältnis gerade dialektisch begreift¹, stellt die Transparenz keinen Einbruch der Diachronie in die Synchronie dar: Assoziationsphänomene konstituieren sich auf rein synchronischer Ebene.

- Die Vermischung von Synchronie und Diachronie schlägt sich auch in der Definition «Idiomatisches Zeichen = lexikalisierte Tropus» (cf. p. 14 ss.) nieder. Schemann setzt eine Entwicklung in 3 Schritten vom Typus 'nicht-idiomatisches Sprachzeichen → Tropus → Idiom' an, wogegen er ja – wie oben erwähnt – rein synchronisch strukturell vorgehen will! Seine Klassifikation beruht einzig auf dem Verhältnis Tropus – Idiom, obwohl sich diese beiden Erscheinungen nur durch das wohl diachronisch zu verstehende Phänomen der Lexikalisierung unterscheiden (p. 13, 16). Unserer Auffassung nach ist der ursprüngliche Tropus-Charakter eines Idioms für seinen synchronischen Wert irrelevant und liegt auch außerhalb des Sprecherbewußtseins². Eine wirklich synchronische Klassifikation der Idioms ist wohl nur aufgrund ihrer Globalbedeutung (→ Lexikon) und allenfalls noch aufgrund ihrer inneren syntaktischen Struktur möglich – unbestreitbar Entitäten des Sprecherbewußtseins. Assoziationen mit Normalbedeutung und Funktionen der Idiomkonstituenten sind wohl nur in Sonderfällen im Rahmen eines spezifischen Kontextes möglich, der eine gezielte Ambiguität schafft (Wortspiele, Kalauer etc.: z. B. «alternativement ils faisaient l'amour et les valises»).

- Nach Schemanns Auffassung können Übertragungen sowohl die Funktion einer Substitution als auch einer Katachrese ausüben (p. 16). Semantische Lücken gibt es wohl im Rahmen einer einzelsprachlichen Analyse nicht; die Illusion ihrer Existenz entsteht nur im Sprachvergleich.

- Unbefriedigend ist unserer Meinung nach auch die Unterscheidung zwischen Merkmal-Metapher und Ähnlichkeits-Metapher (p. 29/30): unter einer Merkmal-Metapher versteht Schemann Übertragungen, die auf *Klasemen* (und nicht *Semen*!) wie 'konkret', 'lebendig', 'abstrakt' usw. beruhen, während die eigentlichen Semkomplexe überhaupt nicht analysiert

¹ Cf. dazu PETER WUNDERLI, *Saussure-Studien*, Tübingen 1981, p. 121–146; PETER WUNDERLI, *Problèmes et résultats de la recherche saussurienne*, CFS 36 (1982), 119–137, bes. p. 124–126.

² Cf. allerdings auch SCHEMANN selbst p. 16: «Wo die Übertragung von der Sprachgemeinschaft (normalerweise) nicht erkannt oder gefühlt wird, ist der Tropus lexikalisiert».

werden und direkt auf eine nicht weiter auflösbare Ähnlichkeitsbeziehung geschlossen wird. – Nicht statthaft ist es sicher auch, von der «Intentionalität sprachlicher Zeichen/Idioms etc.» zu sprechen (p. 13, 22 et passim). Intentionen sind Sache des Sprechers und nicht der verwendeten Zeichen. Diesen kann höchstens so etwas wie «Valenz» zukommen. – Problematisch scheint uns überdies die Rede von «Metaphern bzw. metaphorisierten Idioms aus einem Wort» (p. 32/33) zu sein: Idioms sind prinzipiell mehrgliedrig; dort, wo tatsächlich eine Reduktion auf ein einziges Zeichen vorliegt, haben wir es schlicht mit Polysemie zu tun.

– Was den Stil angeht (p. 271 ss.), so vertritt Schemann das Konzept einer reinen Abwahlstilistik, was nicht unproblematisch ist³. Darüberhinaus reduziert er im Rahmen seiner Untersuchung die Stilfunktion auf rhetorische Figuren; dies ist insofern nicht zulässig, als die Idioms ja gar nicht mehr als Tropen, sondern als mehrgliedriges, aber geschlossenes und nicht übertragenes Sprachzeichen ins Sprecherbewußtsein treten.

Ganz allgemein muß gesagt werden, daß die Arbeit recht schwer zu lesen ist. Das beruht einerseits auf den bereits erwähnten argumentativen und terminologischen Unsauberkeiten, andererseits auf einer manchmal recht unglücklich selbstgebastelten Terminologie (cf. z. B. «Sprachbedeutung», «Bildbedeutung», «Bildhaftigkeit»; cf. p. 18/19). Dazu kommt noch ein Hang zu überzogenen und für den Leser kaum nachvollziehbaren Generalisierungen wie z. B. die folgenden: «Die so verstandene Transparenz des sprachlichen Zeichens – intentional gefaßt – impliziert die metaphorische Natur der Sprache» (p. 13); «Letztlich ist die Natur des Idioms als komplexes Sprachzeichen, bei dem die Diachronie in der Synchronie durchscheint, nichts anderes als ein besonders anschaulicher Beleg für die Natur jedes sprachlichen Zeichens» (p. 12).

Unsere Ausstellungen beziehen sich mehr oder weniger ausschließlich auf den theoretischen Bereich. Dies ist kein Zufall, da Schemann von dem glücklichen Umstand profitiert, daß Mängel im Ansatz die konkreten Resultate nicht zwingend entwerten müssen. Schemanns hervorragende Sprachkompetenz und sein solides empirisches Vorgehen führen zu Ergebnissen bezüglich der portugiesischen Idiomatik, an denen die zukünftige Forschung nicht vorbeigehen können wird.

Petra M. E. Braselmann

³ Cf. dazu PETRA M. E. BRASELMANN, *Konnotation-Verstehen-Stil*, Frankfurt a. M. – Bern 1981, p. 35/36.